Olla Potrida.

1778.

Zweyter Vierteljahrgang.

April, May, Juni.



ZIMMERMANN.

Berlin,
in der Weverschen Buchhandlung.

Gedichte.

**) An eine Freundinn. *)

Duftende Blumen sprießen
Unter deinen Tritten hervor,
Und ein freudiges Chor
Nachtigallen, begrüßen
Mit verliebten Liedern dich.
Ueberall Balsamduft!
Ueberall schauckeln sich
Schmetterlinge dich zu sehen
Auf den Blumen; die Luft
Ist Silber, stilleres Wehen
Belebet die frohe Natur,
Wollust athmet die Flur! –
Mit trunknem Feuerblick
Sieht jeder Jüngling nach dir,
Und schaudert freudig zurück:

Die

*) Nota. Das Zeichen **) bedeutet, daß das Gedicht, Aufsatz, Uebersezung, Anekdote, wovor es steht, hier zum erstenmal gedruckt erscheint.

Die güldne Harfe sinkt mir
Aus der bebenden Hand,
Und im Wonnegefühl,
Und im Taumel der Seel' empfand
Ich ihr Entsinken nicht,
Nicht, wie sie im Rosenbusch fiel! – –
Ha! wie flammt mein Gesicht,
Wie rauscht der Lorbeer ums Haar!
Zitternd, wie zum Altar
Der Gottheit, naht ich mich dir! – –
Freundinn, erscheinet hier
Eine Göttin, die Leben,
Und Wonne und freudiges Beben,
Und Staunen und Ambraduft,
Und silbernen Glanz, in die Luft,
Und heilgen Schauer ausgießt:
Mit solcher Wonne begrüßt
Sie, die frohe Natur,
Sie, die wartende Flur,
Sie „der Nachtigallen Lied"
Sie, das Wehen der Weste nicht:
Freudiger duftend, blüht
Das Hyacinthenbeet,
Blau wie dein Aug, ihr nicht!

(eingeschickt.)

**) Der Traum.

Du schönes Bild, das vor mir stand,
Als ich im Garten träumte,
Den Krokus in das Haar mir wand,
Der um mein Lager keimte:
Wohin, wohin bist du entflohn,

Noch

Noch wallt mir, süße Dirne,
Der Liebesgötter bester Thron,
Dein Busen vor der Stirne.

Nun such ich dich mit Harm erfüllt,
Bald bey des Dorfes Linden,
Bald in der Stadt, geliebtes Bild,
Und kann dich nirgends finden:
Ich wandle, wann die Sonne sticht,
Wann's stürmet oder regnet,
Und schaue jeder ins Gesicht,
Die meinem Blick begegnet.

Hier irr' ich Armer für und für
Durch Dörfer und durch Städtchen,
Und mustre an der Kirchenthür
Des Sonntags alle Mädchen;
Nach jedem Fenster blick ich hin,
Wo nur ein Halstuch wehet,
Und habe doch dich Lieblingin,
Noch nirgends ausgespähet.

O lächelndes Famtom der Nacht,
Komm mit den Engels-Minen,
Und in der leichten Schäfertracht,
Worinn du mir erschienen:
Bring mit die runde, weiße Hand,
Die mir das Herz gestohlen;
Das rothe, seidne Busenband;
Das Sträuschen von Violen;

Dein großes, blaues Augenpaar,
Woraus ein Engel blickte;
Die Stirne, die so freundlich war,
Und guten Abend nickte:

Den Mund, das kleine Paradies,
Die kleinen Wangengrübchen,
Wo sich der Himmel offen wieß:
Bring alles mit, mein Liebchen!

(eingeschickt.)

Einsamkeit.

O Einsamkeit, du beste meiner Freuden,
Nur dich such' ich:
Du nur, du bist, auch in den herbsten Leiden,
Ein Trost für mich.
Bey dir kann ich den Gram recht überdenken,
Der oft ein fühlend Herze quält,
Und den man Freunden auch, sie nicht zu kränken,
Aus wahrer Zärtlichkeit verhehlt.

Im tiefsten H[illegible] bey Philomelens Tönen,
Da find' ich Ruh;
Sie ist allein die Zeuginn stiller Thränen,
Sieht ihnen zu.
Sie klagt mit uns, als fühlte sie den Kummer,
Der tief in unser Herz sich gräbt;
Sie lockt uns denn zu einem sanften Schlummer,
Nach dem wir oft umsonst gestrebt.

Hier fühlen wir's, die Quelle mancher Leiden,
Ein zärtlichs Herz,
Und das uns dennoch giebt die sanftsten Freuden,
Selbst in dem Schmerz.
Dies Herz macht uns die Einsamkeit werther,
Als allen Glanz, der Fürsten schmückt,
Wo man sich selber denkt, und ungestörter
Für sich nur lebt, in sich beglückt.

Ja,

Ja, Einsamkeit, du bist ein Bild der Stille,
Die dann mir winkt,
Wenn durch des Todes Hand einst diese Hülle
Zum Staube sinkt.
So still, wie Alles, was mich jetzt umgiebet,
Wird meines Grabes Nacht einst seyn,
Nur meine Freundin, die mich zärtlich liebet,
Wird mir noch eine Thräne weihn.

Von einem Frauenzimmer.

**) Als einige Damen eine Buchdruckerey besuchten.

Hier, Theure! sehen Sie die Presse,
Das Zauberding, das Guttenberg erfand:
Uns bringt es Geld bey jeder Messe,
Und manchem dummen Kopf Verstand:
Ja, Gönnerin! wie, wenn sie uns nicht hätten,
Wie öde wär's auf Ihren Toiletten.

Gesänge aus Lilla, einem Schauspiel von Göthe, aufgeführt auf dem Privattheater zu Weimar 1777.*)

An Herzogin Louise.

Was wir vermögen
Bringen wir

An

*) Es wurde an dem Gebnrtstage der Herzogin aufgeführt; diese Gesänge werden unsern Lesern sehr willkommen seyn.
d. H.

An dem geliebten Tage Dir
Entgegen.
Du fü[illegible] daß bey dem Unvermögen,
Und un[illegible] der Zaubermummerey,
Doch guter Wille und Wahrheit sey.

Zweyter Aufzug.

Chor der Feen.

Mit leisem Geflüster
Ihr lüftgen Geschwister
Zum grünenden Saal.
Der Mond bricht die Fichten,
Und unsern Gesichten
Erscheinen die Lichten,
Die Sternlein im Thal.

Fee Almaide.

Sey nicht beklommen,
Sey uns willkommen,
Trauriger Sterblicher,
Weide dich hier.

Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen.
Lieben die Sterblichen,
Keine verderblichen
Götter sind wir.

Sey nicht beklommen,
Sey uns willkommen!

Fee Almaide.

Wer bist du, seltner Mann,
Dem wirthliches Beginnen
Nichts abgewinnen kann?

Du wanderst alleine
Beschränkt ist dein Glück,
Enthältst dich vom Weine,
Und fliehst der Wirthin Blick.

Fee Almaide.

Entehrst mein Gebot!
Und soll dir vergeben?
Geh! ende dein Leben
In streitender Noth.

Und wenn in Ungewittern
Dein Herz vergebens fleht,
Dann fühle mit Zittern
Das Glück, das du verschmäht.

Dritter Akt.

Fee Sonna.

Feige Gedanken
Bängliches Schwanken,
Aengstliches Zagen,
Weibisches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht nicht frey.

Allen Gewalten
Truz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbey.

Chor der Feen.

Wir helfen gerne,
Sind nimmer ferne,
Sind immer nah.

Rufen die Armen
Unser Erbarmen,
Gleich sind wir da.

Fee Sonna.

Gerne, gerne,
Sie ist nicht ferne,
Nur gedůldig, es soll geschehn,
Sollst ihre liebe Hand fleißig sehn,
Wir, die wir, daß wir das Schicksaal hören,
Schwören,
Hier im Walde
Balde
Machst du die Geliebte frey.
Sey nicht bang, nicht trübe
Liebe
Löst die Zauberey.

Chor.

Gerne, gerne u. s. w.

Fee Sonna.

Auf aus der Ruh! Auf aus der Ruh!
Höret, die Freundinnen rufen euch zu.
Horchet dem Sange,
Schlaft nicht so lange.

Chor.

Auf aus der Ruh! Auf aus der Ruh!
Höret, die Freundinnen rufen euch zu.

Innwendig.

Laßt uns die Ruh! Laßt uns die Ruh!
Liebliche Freundinnen, singt uns dazu.

Euer

Euer Getöne
Wieget so schöne.
Laßt uns die Ruh! Laßt uns die Ruh!
Liebliche Freundinnen, singt uns dazu.

Fee Sonna.

Auf aus der Ruh! Auf aus der Ruh!
Höret, die Freundinnen rufen euch zu.

Chor.

Spinnet dann! Spinnet dann!
Immer geschwinder,
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder.

Fee Sonna.

Freudig im Spinnen,
Eilig zerrinnen
Euch die bezauberten
Ledigen Stunden.
Ach sind so leichte
Nicht wiedergefunden.

Chor.

Spinnet dann! Spinnet dann!
Immer geschwinder,
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder.

Chor zum Tanze.

So tanzet und springet
In Reihen und Kranz,
Die liebliche Jugend
Die ziemet der Tanz.
Am Rocken zu sitzen
Und spinnen so brav,

Das

Das Tagwerk zu enden,
Das bringt euch den Schlaf.

Drum tanzet und springet,
Erfrischt euch das Blut,
Dem traurigen Helden
Gebt Hofnuug und Muth.

Chor.

Nichts müss' dich schrecken,
Alles erwecken
Zu mächtigen Thaten
Den sinkenden Muth,
Dir wirds gerathen
Sieg wirst du prangen,
Glücklich erlangen
Dir die Geliebte,
Das göttliche Gut.

Vierter Akt.

Chor.

Nimm sie zurück!
Die guten Geister geben
Dir dein Leben,
Dir all dein Glück.

Sey du auch uns gegeben
Zu neuem Leben
In unsern Arm zurück.

Eine Stimme.

Empfinde dich in ihren Küssen,
Und glaub' an deiner Liebe Glück!
Was Lieb' und Phantasie entrissen,
Giebt Lieb' und Phantasie zurück.

Andre

Andre Stimme.

Sie überstand die Todesleiden,
Du hast vergebens dich gequält;
Zu allen unsern Wonnefreuden
Hast du uns nur allein gefehlt.

Chor.

Nimm sie zurück!
Die guten Geister geben
Dir dein Leben,
Dir all dein Glück.

Sey du auch uns gegeben
Zu neuem Leben
In unsern Arm zurück.

Schluß-Chor.

Weg mit den zitternden
Alles verbitternden
Zweifeln von hier;
Nur die verbündete
Ewig begründete
Wonne sey dir.

Lebet ihr Seeligen,
So die unzähligen
Tage der Lust,
Voll, des entronnenen,
Wieder gewonnenen
Glückes die Brust.

II.
Dramatische Aufsätze.

**) Die Freyer,
oder
Worauf verfällt ein Frauenzimmer nicht!
Ein Lustspiel in einem Akt.

Personen.

Der alte Obriste von Wiesen, außer Diensten.
Baronesse von Karlstein, seine Nichte.
Graf Reitbahn.
Baron von Lally.
Baron von Danner.
Graf Eschen.
Lisette, der Baronesse Kammerfrau.
Jacob, ein alter Bedienter des Obristen.

Die Scene geht auf einem Landgute nicht weit von Wien vor. Die Bühne ist ein Saal.

Scene I.

Der Obriste sitzt und liest; **Jacob** kommt herein mit einem Brief in der Hand.

Obrister.

Was giebts.

Jacob. Ein Laufer hat diesen Brief aus Wien gebracht.

Obrist.

Obrist. Wenn ich ihn werde gelesen haben, so will ich in Park gehn, die Hitze muß nunmehr ziemlich vorbeyseyn. (munter) Ich habe mich noch nicht so wohl befunden.

(Jacob bleibt im Hintergrunde der Bühne, der Obriste liest den Brief mit Unruhe.)

„Mein lieber Obrister!

„Eben ist bey der Frau Baronesse von Karlstein ein „Auftritt vorgefallen, der ihre Unbesonnenheit aufs höch„ste treibt. Als eine Folge dieser Ausschweifung wird sie „in zwey Stunden Sie auf dem Landhause überraschen. „Ich setze mich zu Pferde, um ihr zu folgen; und wer„de die Ehre haben, Ihnen mündlich die ganze unglaub„liche Geschichte zu erzehlen.

Ihr Freund

Graf Eschen.“

(Nachdem er gelesen, geht er mit großen Schritten auf und ab) Sie wird mich noch zu Tode ärgern.

Jacob. (hinter ihm, furchtsam) Ihro Gnaden.

Obrist. (Im Auf- und Abgehn) Baronesse! Baronesse!

Jacob. (mit Antheil) Wie? sollte die Baronesse an alle dem Kummer schuld seyn?

Obrist. Ich gestehe dir, Jacob, ich bin ihrentwegen in der größten Unruhe. Meine Gesundheit zwang mich, sie zu verlassen, und auf einige Zeit mich auf dieß Landhaus zu begeben; sie versprach mir, unverzüglich nachzufolgen — und doch bleibt sie nun schon vier Wochen in der Stadt zurück, wo mich, trotz ihres guten Herzens, ihr Hang zu Eroberungen, ihre Launen, ihre seltsamen Einfälle, in steter Sorge über sie lassen.

Jacob. O gnädiger Herr, wenns weiter nichts als das ist, so geben Sie sich zufrieden. Das Alter wird sie schon zurecht bringen. Eine junge zwanzigjährige Wittwe!

— Lie-

— Lieber Gott! Die Frau Baronesse weiß ja noch nicht einmal recht, was sie will; die liebe Jugend —

Obrist. (unterbrechend) Wollte der Himmel, guter Jacob, deine Prophezeyungen träfen ein: Aber der Antheil, den du an allem nimmst, was mich angeht, macht dich blind — Erst den Augenblick erhalte ich einen Brief von einem Freunde, der mich zu einer neuen Thorheit von meiner Nichte vorbereitet.

Jacob. Sie wird sich bessern, gnädiger Herr, glauben Sie mir, sie wird sich bessern. Die Frau Baronesse hat freylich manchmal gar wunderliche Einfälle, aber es reut sie auch gleich wieder, und sie gäbe hernach, ich weiß nicht wie viel, darum, wenn's nicht geschehn wäre. — — Sie macht gern Eroberungen: — je nun, das ist ihr zu verzeihen; — eine junge, liebenswürdige Dame; — ihre Jahre bringen es ja so mit sich; und im Grunde hat sie einen vortreflichen Karakter, und Sie von ganzem Herzen lieb.

Obrist. Und ich, Jacob, würde mein Antheil wohl so lebhaft seyn, wenn sie mir weniger theuer wäre? Hat der Tod ihres ersten Mannes sie nicht ganz zu ihrer eigenen Herrin gemacht? — O wie sehr wünschte ich, daß sie sich zu einer zweyten Heyrath entschließen möchte. Der Graf Eschen, eben der, der mir alleweil geschrieben hat, ein junger Mann, der in Ansehn steht, und dessen Glücksumstände dem ihrigen gleich sind, betet sie an. Aber der ist ihr viel zu vernünftig, den mag sie nicht.

Jacob. Freylich wäre das die beste Wahl, die sie treffen könnte.

Obrist. Und das ist eben für sie ein Grund mehr, um es nicht zu thun. — Was will sie, zum Exempel, mit alle den jungen Leuten anfangen, die sie überall hinter sich herschleppt? Mit Lally, dem Wollüstling, der gewiß nicht

die

die besten Absichten mit ihr hat — Mit Reitbahn, dem Verschwender, dem blos ihr Vermögen in die Augen sticht, um es in Pferden zu verthun, wie er das seinige verthan hat — Mit Danner, dem Hasenfuß, der sich Marquis nennen läßt, seitdem er aus Paris zurück ist, und der ihr zwar nur die Cour macht, um ihr die Cour zu machen, der aber doch bey alledem dem Eschen schadet. Jacob, Jacob, soll einem da der Kopf nicht warm werden. (ließt von neuem im Brief.)

Jacob. Verzweifeln Sie nicht, gnädiger Herr, verzweifeln Sie nicht, es wird schon gut werden.

Obrist. In zwey Stunden, schreibt Eschen, würde sie hier seyn. — Wie wünsche, wie fürchte ich ihre Ankunft!

Jacob. Ich glaube, es kommt was im Hof gefahren.

Obrist. Hurtig, laufe: ich bin für niemand zu Hause.

Jacob. (durch ein Fenster sehend) Es ist der Phaeton der Frau Baronesse — Aber ich sehe sie nicht, es sitzt blos Lisette darinne —

Obrist. (freudig) Vielleicht hat sich die Sache geändert.

Jacob. (immer noch am Fenster) Nein, ich habe mich geirrt; da ist die Frau Baronesse im Reitkleide: sie ist geritten.

Obrist. Was wird sie nun angestellt haben; lieber Jacob, ich habe traurige Ahndungen — Sie kommt!

Scene II.

Baronesse. Lisette. Vorige.

Baronesse.

(kömmt zur rechten Thür der Bühne herein, und läuft auf den Obristen zu, ihn zu umarmen.)

Guten Tag, lieber Onkel, Sie sehn mich so vergnügt, so entzücket! Sie müssen meine Freude theilen.

Obrist. Gern, meine Nichte, aber zuvor möchte ich auch wissen, was sie verursacht.

Baronesse. Endlich, lieber Onkel, bin ich Ihre gehorsame Nichte; Sie haben so vielmals in mich gedrungen, mich wieder zu verheyrathen —

Obrist. Nun?

Baronesse. Daß ich jezt ernstlich Willens bin, mich darzu zu entschließen, oder vielmehr — mich schon entschlossen habe — Ja, ich heyrathe.

Obrist. Und darf man fragen, wer der Glückliche ist?

Baronesse. (kalt) Das weiß ich selber noch nicht.

Obrist. Wie, du verheyrathest dich, und weißt nicht, an wen? Wenn wirst du es denn wissen.

Baronesse. (kalt) In einer halben Stunde vielleicht.

Obrist. Was heißt das?

Baronesse. (zu Lisette) Lisette, du hast doch bestellt, daß man genau Acht giebt, wer der Erste ist.

Lisette. Ja, gnädige Frau.

Baronesse. Und der Kranz?

Lisette. Der Kutscher wartet damit im Hof auf den Ueberwinder.

Baronesse. Gut, so ist alles in Ordnung.

Obrist. Das sind für mich lauter Räthsel; Nichte, willst du wohl die Gnade haben, sie mir zu erklären?

Baronesse. (munter) Lieber Onkel, Sie erinnern sich doch der Wettrennen, die jezt in Frankreich so sehr Mode sind, und wovon alle Zeitungen voll stehn?

Obrist. Aber sage mir, was haben die Wettrennen in Paris mit deiner Heyrath zu schaffen?

Ba=

Baronesse. Eine kleine Geduld? Sie erinnern sich also dieser Wettrennen?

Obrist. Nun ja!

Baronesse. Gut, vor drey Stunden erinnerte ich mich ihrer auch, sehr a propos.

Obrist. (bey Seite) Ich bin wie auf Kohlen — (laut) Ich verstehe dich noch immer nicht.

Baronesse. Reitbahn, Sally, Eschen, Danner, waren alle viere bey mir. Jeder drang in mich, ihn glücklich zu machen; ich wußte nicht, wie ich mich heraushelfen sollte; als ich auf einmal einen herrlichen Einfall bekam! Meine Herren, sagte ich zu ihnen, sie sind alle gleich liebenswürdig, und ich wüßte nicht, welchen ich dem andern vorziehen sollte. Ich müßte eines Glücklichen wegen drey Mißvergnügte machen, und seine Nebenbuhler würden mich mit Recht der Undankbarkeit beschuldigen können. Hören sie, ich weiß ein Mittel, wie sich keiner über mich beklagen kann. Sie kennen mein Landhaus, zwey Stunden von hier, wo mein Onkel sich alleweil aufhält; lassen sie uns heute daselbst zu Abend essen. Ich reise mit meinem Mädchen voraus. Sie, meine Herren, versammeln sich unverzüglich zu Pferde vor dem Thore; setzen sich alle zu gleicher Zeit in Galopp, und derjenige, der zuerst ankommt, erhält meine Hand. Die zurückbleiben, können mir alsdenn keinen Vorwurf machen; sie haben die Schuld allein ihren Pferden zu geben; kommen sie aber alle viere zusammen an, so wird sich auch schon ein Mittel ausfindig machen lassen, das die Sache entscheidet. — Die ganze Versammlung war entzückt über meinen Vorschlag, und gab ihm seinen ganzen Beyfall, nur der weise Eschen nicht. Unterdessen ist er doch auch zu Pferde gestiegen, und ich wette, lieber Onkel, der Herr Philosoph galloppirt jetzt so gut,

 wie

wie die andern! — Wie gefällt Ihnen mein Einfall, ist er nicht allerliebst?

Obrist. Thöricht, Frau Nichte, der thörichste, den du je gehabt hast.

Baronesse. Aber, Sie schmälen auch immer, Herr Onkel: bald bin ich Ihnen zu kokett; bald — nicht recht gescheid.

Obrist. Habe ich etwan Unrecht? — Deine Hand hängt also von der größern oder mindern Dauer eines Pferdes ab?

Baronesse. Wäre es besser, wenn sie der Preiß des größern oder geringern Reichthums eines Liebhabers wär?

Obrist. Ein schöner Vergleich — und wenn dich das Ohngefähr dem Reitbahn zuschlüge? — — Sieh, welcher Abgrund sich unter deinen Füßen öfnet! Mit deinem närrischen Einfall hast du dich dem Unglücke und vielleicht der Schande Preiß gegeben.

Baronesse. (zitternd) Was sagen Sie, mein Onkel?

Obrist. Glaube mir, dein Mann wird der erste seyn, der dir deine Unbesonnenheit, der er doch sein Glück zu danken hat, vorrücken, und sie zum Vorwand seiner Kränkungen brauchen wird. Deine Klagen sind alsdenn vergebens, die Welt spottet nur deines Elends, und lacht über deine Thränen.

Baronesse. Mein Onkel!

Obrist. Oder verläßt du dich auf die Hülfe der Gesetze? — Glaubst du, daß solche Verbindungen eben so schnell getrennt als geschlossen sind?

Baronesse. Lieber Onkel, ich bitte Sie —

Obrist. Eine tröstliche Zukunft! eine herrliche Aussicht! — Deine Güter in den Händen eines Verschwen-

ders

ders und seiner Schuldner, du selbst allen Demüthigungen und Schrecken des Mangels ausgesetzt, und Graf Reitbahn beschäftigt — —

Baronesse. (etwas ärgerlich) Aber Sie nehmen auch immer an, daß es Reitbahn seyn wird.

Obrist. Und wenn er es nicht ist? Läufst du bey einem Lally, einem Danner, weniger Gefahr? Was bleibt dir unter diesem feinen Triumvirat übrig, als die Wahl der Narrheit?

Baronesse. Sie haben Recht — ich fühle es — ich habe eine Uebereilung begangen.

Obrist. Es freut mich, daß du es gestehst.

Baronesse. (munter) Aber die Folgen können noch immer verhindert werden.

Obrist. Und wie?

Baron. Sie wissen, ich habe diesen Herren nichts versprochen, wenn sie zu gleicher Zeit einträfen, und das ist leicht möglich — — (munter) alle vier kann ich sie doch nicht heyrathen?

Obrist. Jetzt ist es auch Zeit zu scherzen! — nicht die Furcht vor einer lächerlichen Heyrath ist es, was mich beunruhigt. Ein so unbesonnenes Versprechen kann weder dein Herz noch deine Hand binden; Aber wenn nun diese junge Herren hereinstürmen; wenn der Ueberwinder sich des Rechts bedient, das du ihm über deine Person eingeräumt hast; wenn er dich auffordert, Wort zu halten. — Wie dann? — Was willst du ihm antworten? — Und ich, was soll ich für eine Rolle dabey spielen? — Rede, sage, wie soll ich mich betragen?

Baronesse. (niedergeschlagen) Ich weiß es nicht.

Obrist. Die Glückseligkeit seines Lebens auf die Güte

eines Pferdes ankommen zu lassen — Sind das deine Freyer? — (zärtlich) Ein Onkel, der dich liebt — seine Vorstellungen, seine Zärtlichkeit, gelten bey dir nichts? Nichte!

Baronesse. Stille, lieber Onkel, stille mit den Vorwürfen, ich gestehe ja meinen Fehler ein! Lassen Sie uns lieber nachdenken, wie wir seinen Folgen vorbeugen. Lisette, du bist ja sonst so erfinderisch an Ausflüchten; weißt du kein Mittel, wie ich mich aus diesem verwirrten Handel ziehen könnte?

Lisette. (tritt näher) Nein, gnädige Frau, wahrhaftig, da seh ich kein ander Mittel, als daß Sie Ihre Zuflucht zu dem Kopfweh nehmen, das Ihnen schon so trefliche Dienste bey verdrießlichen Besuchen geleistet hat. Wenigstens gewinnen wir so einen Tag Zeit zur Ueberlegung, und ein Tag, das ist schon viel für ein Frauenzimmer.

Baronesse. Du hast recht: Ich bin nicht wohl, nichts ist natürlicher; folglich bin ich auch nicht sichtbar; und das ist wieder in der Ordnung.

Obrist. Aber was werden die jungen Leute dazu sagen?

Baronesse. Was sie wollen; was bekümmerts mich? — Im Gegentheil, es wird mir Spaß machen, wenn ich in meinem Nebenzimmer zuhören kann, wie sie ihren Zorn über mich auslassen.

Obrist. Ein schönes Vergnügen!

Baronesse. Oder — wenn ich gar beym Soupee zugegen seyn könnte, ohne daß sie mich kennten? (ihn schmeichelnd) Lieber Onkel, bitte, bitte! wie fang ich das an?

Obrist. Hast du den Verstand verlohren?

Baro-

Baronesse. (lebhaft) Ich hab's! ich hab's! o das ist so lustig als möglich! (zu Jacob) Jacob, meines Onkels Husar soll heraufkommen.

Jacob. Er ist nicht mehr hier, gnädige Frau: Es war nicht viel an ihm, deswegen hat ihn der Herr gestern wieder zu seinen Eltern geschickt.

Baronesse. (mit Antheil) Wie, Sie haben dem armen Burschen den Abschied gegeben?

Obrist. Ja, und es thut mir leid, ich verlor ihn ungern. Er glich dir, meine liebe Nichte, er hatte viel Aehnliches mit dir.

Baronesse. (die Hände küssend) Guter, bester Onkel!

Jacob. Es ist nichts mehr von ihm da, als seine Uniform.

Baronesse. (lebhaft) O, daß mir die gleich auf mein Zimmer gebracht wird!

Obrist. Was willst du aber damit machen?

Baronesse. Das ist eben mein Geheimniß, lieber Obrister: erlauben Sie, daß ich schweige.

Obrist. Du wirst doch nicht —

Baronesse. Ich habe eine Unbesonnenheit begangen, ich will sie wieder gut machen. — (zu Jacob) Sage meinen Rittern, ich befände mich nicht wohl, ich hätte bey meiner Ankunft ein so heftiges Kopfweh bekommen, daß ich das Zimmer hüten müßte.

Jacob. Ja, gnädige Frau.

Baronesse. Lisette soll sie nachher in meinem Namen bitten, da zu bleiben, und mit meinem Onkel zu soupiren.

Obrist. Ich, Nichte, allein unter dem Schwarm?

Baronesse. Aber mir zu gefallen, lieber Onkel, mir (schmeichelnd) — Keine finstre Steirn — ich verspreche Ihnen, wir wollen hernach was rechts lachen.

Obrist. (erzwungen lachend) Vielleicht! (ernsthaft) Nichte, ich wünsche von Herzen, daß diese tolle Begebenheit, und was du alleweile im Sinn hast, dich klüger machen, und in Zukunft vor solchen Thorheiten warnen möge.

Baronesse. Ja, mein Onkel. (muthwillig) O mein Kopf, mein Kopf, er thut mir schon ganz entsetzlich weh! Komm, Lisette, führe mich. (ab durch die Mittelthür)

Scene III.

Obrister. Jacob.

Obrister.

Du siehst, guter Jacob, mit was für einer Frau wir zu thun haben. Der Himmel weiß, was noch daraus werden wird. — Ich möchte nur wissen, was sie vor hat, und wie sie ihren Fehler zu verbessern denkt. Ich fürchte immer, das Hülfsmittel ist schlimmer als das Uebel — Was in aller Welt kann ihr die Husarenuniform helfen? — Ich gestehe, ich begreife nicht das geringste von dem ganzen Handel, und fast reut es mich. —

Jacob. Und ich habe die beste Hofnung, die gnädige Frau hat viel Verstand und —

(Man hört in der Ferne Reitbahn schreyn, Holla ho! Hopp, hopp!)

Obrist. Was ist das für ein Lärm?

Jacob. Der Held der Cavalcade, der Sieger vom Wettrennen wird angekommen seyn.

Obrist. Wenn es Graf Eschen wäre.

Jacob. (Sieht durchs Fenster) Nein er ist es nicht.

Obrist.

Obrist. (ungeduldig) Nu, wer ist es denn?

Jacob. (Guckt) Es ist — Es ist der Graf Reitbahn.

Obrist. Da haben wir's! Gerechter Himmel, in was für Hände wäre die Baronesse gefallen! (zu Jacob) Ich will ihn empfangen. Lauf zur Baronesse, und sieh, ob du ihr wo nützlich seyn kannst; Nimm deine Abrede mit Lisetten, und schärf besonders allen Bedienten ein, reinen Mund zu halten. (Jacob geht fort, er ruft ihn zurück) Sieh' ob du den Graf Eschen sprechen kannst, und bitte ihn, in mein Kabinet zu kommen; sobald es mir möglich ist, will ich ihn dort aufsuchen.

Jacob. Ja, Herr Obrister. (ab)

Scene IV.

Obrister. Graf Reitbahn als Jockey *) gekleidet, und einen Myrthenkranz am Arm.

Reitbahn.

Guten Tag, alter ehrlicher Degenknopf — umarme mich — noch einmal — und noch einmal — Wo ist deine Nichte? Weist du, daß sie jetzt mein ist? Das muß ich gestehn, meine Schecke, ist das deliciöseste Thier, das ich kenne — Du weißt doch, wie ich ihn bekommen habe? Es war der fünfte — ach du mußt davon gehört haben, sie haben so gar eine Comödie daraus gemacht — Bravo! Bravo! das heißt geritten! Ventre à terre!

 die

*) Jockeys, Name, den man in England den Reitknechten giebt, die die Wettläufer bey den Wettrennen reiten. Sie sind gemeiniglich in kurzen Reitwesten, runden ledernen Hüthen oder Capps, und kleinen Halbstiefeln gekleidet.

die andern sind noch auf funfzig Schritt zurück? — Nun deine Nichte ist mein — Das wußte ich vorher, ich kenne meinen Gaul, einen solchen Läufer giebts nicht meh'r auf der weiten Erde; über Graben setzt er, als ob das Donnerwetter hinüberschlüge — Ich habe eine Frau dafür hingegeben, nun gewinne ich eine andre damit. — A propos, wie befindest du dich? Du warst ja aus Wien verschwunden, wie der Dieb in der Nacht — Aber warum sagst du kein Wort? Siehst du nicht gerne, daß ich dein Neffe werde?

Obrist. Graf, bist du nicht gescheid? — Sage mir nur, was du willst? — Du schwatzest mir da von meiner Nichte, von Pferden, von einer Frau, die du gewonnen hast — was ist denn das für ein Mischmasch durcheinander? — Rede deutlicher, wenn du haben willst, daß man dir antworten soll.

Reitbahn. Wie, du weißt also nicht —

Obrist. Und was?

Reitbahn. Ich will dir alles sagen. Deine schöne Nichte —

Obrist. Eben ist sie angekommen.

Reitbahn. So! Aber — ich sehe sie ja nicht, wo ist sie denn?

Obrist. Sie befand sich nicht wohl, und hat sich gleich bey ihrer Ankunft niedergelegt.

Reitbahn. Ohne dir zu sagen, was uns hieherſprengt?

Obrist. Nicht ein Wort.

Reitbahn. Desto besser; so sollst du's von mir erfahren. Sie war ungewiß, welchen von uns dreyen sie zum Mann wählen sollte, Lally'n, Dannern, oder mich. Sie beschloß also, diese Klei- keit unsern Pferden zu über-

überlaſſ... — O es iſt eine allerliebſte Frau, deine Nichte, wir ſind recht für einander geſchaffen; ſie ſitzt zu Pferde, wie ein Schatz! — Sie ſagte uns alſo, daß wir alle zu gleicher Zeit ausreiten ſollten, und daß ſie dem, der zuerſt hier ſeyn würde, ihre Hand geben wollte. Ich bin der erſte, alſo — bin ich dein Neffe. Ha! ha! ha!

Obriſt. (mit einem verſtellten Erſtaunen) Redeſt du auch im Ernſt.

Reitbahn. Sieh dieſen Mirthenkranz, den man mir feyerlichſt überreicht hat. Es iſt das Zeichen meines Triumphs, das Pfand meines Glücks! Ha! ha! ha! — Aber wo bleiben meine Kammeraden; ſollte einer mit ſeiner Mähre den Hals geſtürzt haben?

Obriſt. Reitbahn, du ſpaßeſt! ohnmöglich kann ich ſo was von meiner Nichte glauben.

Reitbahn. Zum Teufel, wenn du's nicht glauben willſt, ſo ſollſt du gleich den Beweiß davon auf den betrübten Geſichtern meiner Nebenbuhler leſen.

(Man hört in der Couliße rufen: Reitbahn, he, Reitbahn!) Hörſt du ſie?

Obriſt. Graf, ich bitte tauſendmal um Vergebung, aber ich muß den Augenblick zu meiner Nichte; ich bitte dich, bleib hier, und leiſte einſtweilen den Herren Geſellſchaft.

Reitbahn. Herzlich gern, Herr Onkel.

Obriſt. (bey Seite im Abgehn) Ich will Eſchen aufſuchen. (zur Mittelthüre ab.)

Sce-

Scene V.

Graf Reitbahn. Baron Lally, Baron Danner, ebenfalls als Jockeys gekleidet.

Reitbahn.

Willkommen, meine Freunde, willkommen! Nun gesteh, Lally, daß ich der beste Reiter bin, den du noch gesehn hast.

Lally. Ja, deine Schecke! —

Danner. Mein Butor von Reitknecht hat nicht nachgesehn, ob die Eisen fest lagen: ich will ihn zu Tode prügeln lassen, wenn ich nach Hause komme. Peste soit du coquin!

Reitbahn. (spottend) Armer Markis, also am Eisen lag's — Aber ich bitte um Gnade für deinen Stallmeister.

Danner. Was Graf Eschen betrift, der reitet comme un Philosophe, er ist erst alleweile arrivirt; aber wir haben es für unsre Schuldigkeit gehalten, auf ihn zu warten, um dir en corps unsern Glückwunsch abstatten zu können.

Reitbahn. Ich danke euch, meine Freunde, ich danke euch; so wackere Reuter überwunden zu haben, vergrößert die Ehre meines Siegs? Aber wo steckt denn der Eschen?

Lally. Er ist bey dem Obristen. Wie wir abstiegen, kam Jacob, und sagte ihm, sein Herr wolle ihm sprechen.

Reitbahn. (spottend) Ein unglücklicher Liebhaber hat immer ein paar Geheimnisse ins Ohr zu raunen!

Danner. Er und der Obriste sind recht für einander geschaffen.

Lally. Ich glaube, sie könnten hundert Jahre beyeinander

ander bleiben, ohne daß ihnen einfiele, dies ehrwürdige Tête à tête zu unterbrechen.

Reitbahn. Höre, Lally, den Eschen gebe ich dir Preiß; aber um unsrer Freundschaft willen! verfahre säuberlicher, mit dem Onkel der Baronesse! — Denn ich hoffe doch, daß du keine Ansprüche mehr auf sie machst — du trittst sie mir ab — nicht wahr?

Lally. Du thatst sehr gescheid, daß du den beyden Lastwagen nicht begegnetest, die mir eine Viertelstunde von hier den Weg versperrten, und ohne die ich gewiß ehe da gewesen seyn würde, als du.

Reitbahn. Warum hast du es auch nicht austrommeln oder die Policey davon benachrichtigen lassen, damit dir nichts im Weg gekommen wäre.

Lally. Spötter!

Danner. Ich laß euch schwatzen, aber ohne die verfluchten Nägel, die an dem Vordereisen meines Pferdes fehlten, hätte ich die Baronesse gewiß gewonnen! Als ich in Paris war, habe ich sechs Lieues mit dem Gaul gemacht, ehe mein Gegner 20000 Punkte aufs Papier tippen konnte. Die Wette machte erstaunlichen bruit, es wurde sogar au petit lever davon gesprochen, und —

Reitbahn. Genug die Baronesse ist meine, und ich habe sie ehrlich und redlich gewonnen.

Lally. Ich cedire dir alle meine Rechte.

Reitbahn. Wie großmüthig!

Danner. Aber wo ist deine Frau, daß wir dich ihr en céremonie präsentiren können?

Reitbahn. Meine Frau?

Danner. Ja, deine Frau, die Baronesse von Karlstein. Wie er sich anstellt?

Lally.

Lally. Er spielt schon den Mann!

Reitbahn. Sie ist nicht wohl, — ihr Kopfweh. —

Lally. O da steckt gewiß ein neuer Eigensinn dahinter.

Danner. Je le parierais sur ma tête, ich wollte darauf schwören.

Reitbahn. Was brauchts da viel Redens — Kommt, wir wollen die Baronesse in ihrem Zimmer besuchen. Auf den Fuß, auf dem wir miteinander stehn, scheint mir's ganz unumgänglich nothwendig zu seyn. — Was meynt ihr?

Danner. Du hast recht; Allons!

Lally. Hier kommt Lisette, die kann der Waffenherold seyn!

Scene VI.

Lisette. Vorige.

Lisette.

Meine Herren, die gnädige Frau läßt Ihnen durch mich ihre Entschuldigungen machen. Eine Krankheit beraubet sie des Vergnügens Ihrer Gesellschaft. Sie hat mir zugleich aufgetragen, Sie zu bitten, daß Sie sie unendlich verbinden würden, wenn Sie ein wenig im Garten gehen wollten,; Sie machen ihr mit Ihrem Geschrey den Kopf ganz wüste. Uebrigens hofft sie, daß ihre Kopfweh Sie, meine Herren, nicht abhalten wird, hier mit dem Herrn Obristen zu soupiren. Wenn's ihr möglich ist, und sie sich etwas besser befindet, wird sie bey Tische erscheinen.

Reitbahn. Gut, gut! Es ist Mondschein, wir können bey Nacht zurückreiten — weiß die Baronesse, daß ich ihr Sieger bin?

Lisette. Ja, Herr Graf, ich hab es ihr gleich gesagt.

Lally. (tändelt mit ihr) Es ist ein vortrefliches Mädchen, die Jungfer Lisette, bey meiner Ehre, — ein Mädchen zum küssen — wie ihr das alles so gut steht. Ich muß sie umarmen.

Lisette. (tritt zurück) Lassen Sie mich, Herr Baron, ich gehöre nicht mit zum Wettrennen.

Reitbahn. Kommt, meine Freunde, wir wollen den Befehlen unsrer Gebieterin gehorchen, und im Garten gehn.

Danner. C'est bien dit!

Lally. Der Abend ist vortreflich.

Reitbahn. Lisette, wenn du den Eschen siehst, so sage ihm, er soll nachkommen.

Lisette. Ich werde es ausrichten.

(Alle gehen durch die Thüre linker Hand ab, welches die Gartenseite ist.)

Scene VII.

Lisette allein.

Die gnädige Frau hat sie nur gern ein wenig vor dem Soupee entfernen wollen. Ich will ihr nun Nachricht geben, wie mein Auftrag gelungen ist. — Wahrhaftig, das ist ein schöner Tag für die gnädige Frau — Was für ein seltsamer Karakter! — Mir ist noch keine Dame vorgekommen wie die! — Ich glaubte, sie würde vor Freuden närrisch werden, als sie sich als Husar gekleidet sah. — Sie brennt für Ungeduld, ihrem Onkel bey der Tafel aufzuwarten. Aber ich fürchte immer, unsere Ritter werden sie troz ihrer Verkleidung erkennen.

Scene VIII.

Lisette. Obrister. Graf Eschen im Frack; sie kommen zur Mittelthüre herein.

Obrist (zu Lisette.)

Wo sind die Herren?

Lisette. Spatzieren gegangen, und lassen den Herrn Grafen bitten, nachzukommen.

Obrist. Schon gut, laß uns allein.

(Lisette zur Mittelthüre ab.)

Scene IX.

Obrister. Graf Eschen.

Obrist.

Lieber Graf, was sind das für Leute! — Ich beklage meine Nichte, in solche Hände gefallen zu seyn.

Eschen. Es ist wahr, sie sind ein wenig ausgelassen.

Obrist. Sagen Sie, verrückt. Sich aller Welt in dem Aufzuge zur Schau zu stellen! In der Kleidung eines englischen Reitknechts herumzulaufen — und Sie, Eschen, sind Sie wohl vernünftiger oder klüger gewesen? Ach, mein Freund, wie haben Sie diese tolle Cavalcade mitmachen können?

Eschen. Was soll ich Ihnen antworten, Herr Obrister. Dieser Einfall der Baronesse erschreckte mich; Sie wissen, ich liebe sie aufrichtig —

Obrist. Ja, das weiß ich, und ich wünschte, ihre Hand hienge von mir ab; aber meine wunderliche Nichte sieht ihr Glück nicht ein.

Eschen.

Eschen. Herr Obrister, die Freundschaft, die Sie für mich haben, verblendet Sie.

Obrist. Bester Graf. Das größte Glück, das einer leichtsinnigen Frau begegnen kann, ist, in die Hände eines rechtschaffenen Mannes zu fallen, der sie um ihr selbst willen liebt; und —

Eschen. Ach mein Freund, Sie kennen mein Herz. Ich gestehe, ich fürchtete, dieser kleine Muthwille — Verzeihen Sie mir den Ausdruck.

Obrist. O Sie könnten noch einen weit härtern brauchen.

Eschen. Ich habe mich, wie die andern, zu Pferde gesetzt, und bin hieher gerennt, blos um sie nicht aus den Augen zu verlieren.

Obrist. Möchte Sie einst meine Nichte für alle die Sorgen belohnen, die sie Ihnen verursacht.

Eschen. Obrister, ich glaube, ich könnte ihre Hand ausschlagen, wenn ich sie nicht ihrem Herzen zu verdanken haben sollte.

Scene X.

Vorige. Baronesse als Husar gekleidet.

Baronesse (kommt eiligst, mit der Mütze in der Hand, zur Mittelthüre herein.)

Ach, Eschen ist bey ihm — ich muß sie ein bischen behorchen. (Sie geht zurück, und horcht in der Thür, die halb offen bleibet.)

Obrist. Wahrhaftig, mein Freund, wenn ich es überlege, so kann ich mich nicht genug wundern, daß die unaufhörliche Thorheiten meiner Nichte Ihre Liebe nicht erkältet haben.

Eschen. Mein lieber Obrister, ich kenne die Baronesse; sie ist nur leichtsinnig; alle diese Grillen, alle diese kleinen Streiche, die Ihnen so viel Kummer machen, kommen nicht aus ihrem Herzen. Der Wirbel der grossen Welt reißt sie fort. Und wo ist das Frauenzimmer, das an ihrer Stelle ihm widerstehn könnte? Jung, schön, reich, von allen unsern jungen Herren fêtirt und geschmeichelt; sagen Sie Selbst, wie ist es möglich, daß sie nicht verführet werde.

Baronesse. (in der Thür vor sich) Was hör ich, sie sprechen von mir.

Obrist. Sie wollen ihren Eigensinn und ihre Thorheiten vertheidigen, Sie nehmen sie in Ihren Schutz?

Eschen. Nein, ich vertheidige sie nicht; ich kenne ihre Fehler, und beklage sie. Aber ich suche sie selbst bey mir zu entschuldigen. Verzeihen Sie, ich liebe die Baronesse — zärtlich liebe ich sie, so zärtlich, als man lieben kann. Jeder Augenblick vermehrt meine Liebe und meine Verzweiflung — Was ist zu machen — ich will warten, bis die Zeit eine Bekehrung wirket, die alle ihre Vorstellungen nicht haben fruchten können.

Obrist. Ja, leider, haben sie nichts gefruchtet! Vergebens macht ich ihr begreiflich, wie nothwendig es sey, sich einen vernünftigen Mann auszusuchen, der ihr Führer seyn, und ihr die Auftritte ersparen könnte, die ihre Unbedachtsamkeit täglich erneuerte — Es half nichts; ich nannte sogar Sie —

Eschen. Grausamer Freund, was haben Sie gemacht? Sie haben mir dienen wollen, und haben sie gewiß nur noch stärker von mir entfernt. — In ihrem Alter verderben Vorstellungen mehr, als sie bessern. — Sie wird nun in mir nicht den zärtlichen und nachsichtsvollen Liebhaber, der ich bin, sondern nur den gebietri-

bietrischen Ehemann erblicken, der seine Gefährtin zur Sklavin erniedrigt, und ihr alle die Vergnügung raubt, die ihre Jugend fordern könnte.

Obrist. In der That, ich glaube, Sie würden mir die Baronesse verderben, (lachend) wenn sie es nicht schon wäre.

Baronesse. (im Hintergrunde) Wie man mich demüthigt — Ich muß das Gespräch unterbrechen. (setzt ihre Husarenmütze auf, und nähert sich) Herr Obrister!

Obrist. (erkennt die Baronesse: leise zu ihr) Was seh' ich, welche neue Thorheit!

(Die Baronesse giebt ihm ein Zeichen zu schweigen) (laut und böse) was wollt Ihr?

Baronesse. (verwirrt) Ich soll — dem Herrn — Grafen — sagen — daß man — ihn im Garten erwartet.

Obrist. (heftig) Packt Euch Eurer Wege (bey Seite) Wenn man sie erkennte. (laut) Habt Ihr gehört? Fort!

(Die Baronesse tritt wieder in den Hintergrund der Bühne)

Eschen. Herr Obrister, warum erzürnen Sie Sich so gegen den jungen Burschen?

Obrist. (erzürnt, indem er die Baronesse ersieht) Es ist ein Taugenichts, der mir nichts als Aerger macht. (Die Baronesse geht hinaus. Obrister vor sich) Was muß sie nur damit wollen. (zu Eschen) Herr Graf, wenn man Sie im Garten erwartet, so will ich Sie nicht aufhalten. (bey Seite) Ich muß sie sprechen. (zu Eschen) Ich habe noch einige Anstalten zu machen, verzeihen Sie, Herr Graf, wenn ich Sie nicht begleiten kann.

Eschen. Aber was fehlt Ihnen? — Sie scheinen auf einmal so unruhig — wahrhaftig, Sie machen, daß ich Ihretwegen besorgt bin.

Obrist. Mir fehlt nichts, mein Freund, in der That, nichts — Ich möchte nur einen Augenblick allein seyn — verzeihen Sie —

Eschen. Ich will gleich die Gesellschaft aufsuchen — aber da kommen die Herren schon.

Obrist. (vor sich) Was soll ich nun anfangen?

Scene XI.

Graf Reitbahn. Baron Lally. Baron Danner. Jacob. Vorige.

Sie kommen zur linken Thür, als der Gartenseite, herein.

Reitbahn.

Plaudert Ihr denn noch immer zusammen? — Wahrhaftig, ich glaube, Ihr könntet ein ganz Sekulum durchschwatzen, ohne daß Ihr es gewahr würdet.

Eschen. Eben wollten wir Euch aufsuchen.

Obrist. Meine Herren, wie hat Ihnen Ihr Spaziergang gefallen! (bey Seite) Wenn ich nur die Baronesse gesprochen hätte!

Reitbahn. Hör, Obrister, die Boskette, die Gänge, die grünen Kabinette, das ist alles ganz schön. Unterdessen bin ich doch willens, es ausreißen zu lassen, und einen Garten anzulegen, wie ich ihn in England gesehn habe: ich weiß mir nichts Hübschers, als Ruinen!

Lally. Was mir am meisten gefällt, das sind die glücklichen Formen von gewissen Statuen, die ich wahrgenommen habe. Die Draperien sind so durchsichtig als möglich, und die Nuditäten —

Obrist. Man erkennt gleich den Dilettanten, Herr Baron. (bey Seite) Könnte ich ihnen nur entwischen!

Dan-

Danner. Wie wäre es, meine Herren, wenn wir ein Whist machten?

Obrist. Ich glaube, daß wir gleich zu Tisch gehn werden. (ruft) Jacob, Jacob! (Jacob kommt) Speisen wir bald.

Jacob. Wenn Sie befehlen! Es ist alles fertig.

Obrist. So laßt auftragen! (vor sich) Das ist gut, so werde ich ihrer auf dem übrigen Abend los.

Reitbahn. (zu Jacob) Wo bleibt die Baronesse, wird sie nicht sichtbar seyn?

Jacob. Beym Deßert, Herr Graf!

Obrist. (heimlich zu Jacob) Wo ist sie? (Jacob macht ihm ein Zeichen, und er sieht sie als Husar an der Spitze der Bedienten.) (bey Seite) Gott, da ist sie! (Er nähert sich ihr, und während, daß er mit ihr spricht, wird die gedeckte Tafel hereingebracht, und rangirt.)

Letzte Scene.

Vorige. Die Baronesse als Husar. Bediente.

Obrist.

(der sich der Baronesse nähert, mit einem verweisenden Tone.)

Ist das die Art, eine Thorheit wieder gut zu machen, daß man eine neue begeht! Fort!

Baronesse. Still, keinen Lärm; ich bitte Sie, lassen Sie mich bey Tische eine Zuhörerin abgeben.

Obrist. Geh auf Dein Zimmer, sag ich Dir!

Baronesse. Lieber Onkel, mehr Klugheit, mehr Mäßigung! — Ich habe es mir nun einmal im Kopf gesetzt: — Sie müssen, Onkel, Sie mögen wollen oder nicht —

Obrist. (zur Baronesse) Die schöne Rolle, die ich spie-

 len

len werde! Aber es ist das letztemal! Das schwöre ich Dir. (vor sich) Das gescheideste ist, ich gebe nach, es ist doch einmal nicht zu ändern. (kommt wieder zur Gesellschaft. Munter) Frisch, meine Herren, lassen Sie uns Platz nehmen; an einem so schönen Tage, wie der heutige, muß Zwang und Traurigkeit von unsrer Tafel verbannt seyn: Freyheit und Freude sey die Losung! Graf Reitbahn, Du bist der Held des Festes, Dir kommts zu, die Honneurs vom Hause zu machen.

Reitbahn. Und das von Rechtswegen. Mein lieber Obrister, Dein Platz ist oben an der Tafel, Lally kommt Dir zur Seite, und ich will mich in die Mitte, zwischen Weisheit und Thorheit, zwischen Eschen und Freund Dannern setzen.

(Sie setzen sich; die Baronesse wartet hinter dem Stuhl des Obristen auf.)

Lally. Lustig, Ihr Freunde, hübsch aufgeräumt! Die Baronesse hat uns vielleicht mit ihrem Kopfweh einen Streich spielen wollen — Aber wir wollen es uns wohl schmecken lassen, das ist die beste Sache!

Danner. Oui, mes amis, soupons gaïement!

Obrist. (zu Reitbahn) Graf, das hast Du gescheidt gemacht, daß Du die Wette gewonnen hast. Ich glaube, sie kommt Dir sehr zur rechten Zeit. Unter uns, Deine Sachen stehn nicht auf dem besten Fuße.

Reitbahn. (verwirrt) Es ist wahr, mein Haushofmeister macht mir alle Morgen den Kopf mit solchen Miseren warm!

Obrist. So freut's mich, daß meine Nichte Dich davon befreyen wird. Das Ungefehr sorgt besser für sie, als sie wohl denkt. Zu trinken! (Das zu trinken sagt der Obriste zur Baronesse, die hinter seinen Stuhl aufwartet. Es ist ein spöttischer Wink, um ihr die verschiedne Discurse der Gesellschaft fühlen zu machen. Da er es sehr oft wiederholt, so

so setzt ihn dieses in die Nothwendigkeit, viel zu trinken, deswegen ist er gegen Ende des Soupees ein wenig berauscht.)

Danner. Schade, daß die Baronesse nicht zwey zugleich heyrathen kann; sie ist reich genug dazu.

Eschen. Ich zweifle, ob die Gläubiger unsers ehrlichen Grafens (auf Reitbahn zeigend) drein willigen würden, wenn auch er so gefällig seyn wollte.

Lally. Verdienst genug für die Baronesse, daß sie Leute, wie uns, bey ihrem Glanz erhalten kann. Wie Teufel! könnte sie ihr Vermögen besser anbringen?

Reitbahn. (heimlich zu Lally) Stille doch!

Obrist. (munter) Meine Herren, ich bedanke mich im Namen meiner Nichte. Was Henker, Reitbahn, sie wird also die Ehre haben, ein paar Dutzend Gläubiger vom Bettelstab zu erretten? — Aber ich denke immer, statt zwey Männer, wie der Herr Baron Danner sehr wohl gesagt hat, wirst Du ihr ein Vierzig heyrathen lassen. Den Sattler, den Riemer, den Wagner, den Hufschmidt, ein halb Schock Roßhändler — zu trinken! (man lacht)

Eschen. Was mich betrift, Obrister, mich, der ich noch ganz nach der alten Welt und ohne Schulden bin, mir sollte es sehr leid thun, wenn das Vermögen der Baronesse von Karlstein für andre verschleudert werden sollte. Ich wünschte, sie wäre weniger reich, ich wollte ihr mit Freuden Alles, was ich habe, zu Füßen legen. Ich verlange nur ihr Herz, und das ist das schönste Hochzeitgeschenk, daß sie mir mitbringen könnte!

Obrist. Zu trinken!

Reitbahn. Eschen, das war schön gesagt!

Danner. Er redet wie ein Drama!

Lally. Die Seele von weyland Grandison dem Grossen ist ganz in ihn gefahren. Was? es giebt noch

Leute wie er, und man schreibt keine Romane in zwanzig Bänden mehr, Bey meiner Ehre, sie würden gewiß Abgang finden. (man lacht)

Danner. Sage mir, Lally, was wirst du nun mit deiner petite maitresse anfangen?

Lally. Du meynst die Camargo? Ich muß dir gestehen, ich bin alle der kleinen Intriguen satt; sie ruiniren die stärksten Gesundheiten.

Danner. Also ihr den Abschied geben? — weißt du wohl, daß ich seit dreyen Tagen sehr gut bey ihr stehe; & si je n'étois pas homme à procédés —

Reitbahn. Das ist lustig, ihr Herren! Sie hat uns also alle drey gefesselt — und konnte doch so unschuldig thun, wie ein Täubchen — Die zwey Rothfüchse, und die neue Pirutsche sind ein Geschenk von mir. Ich hielte sie für das ehrlichste Mädchen —

Lally. (unterbrechend) Ehrliches Mädchen! — Bist Du närrisch?

Eschen. Wie?

Obrist. Er hat Recht — (halb gegen die Baronesse gekehret) Die meisten Damen sind eitel oder kokett, oder doch so unbesonnen, daß man sie dafür halten sollte. Zu trinken! (Die Baronesse ist ganz beschämt, und bleibt an ihrer Stelle)

Reitbahn. (heimlich zu den andern) Der Alte wird lustig. Es wäre ein Streich, wenn wir ihn ein wenig benebeln könnten. (in einem harten Ton zur Baronesse) Hört Ihr nicht? zu trinken für den Obristen!

Obrist. (lustig) Ja, ja, zu trinken!

Eschen. Herr Obrister, ich begreife nicht, wie Sie diesen Herren Recht geben können. Ich für mein Theil, ich behaupte öffentlich, daß es Frauenzimmer, und selbst

in

in sehr großer Anzahl giebt, die Achtung und Ehrfurcht verdienen, der Schein betrügt, und die, die am leichtsinnigsten oder ausgelassensten scheinen, sind oft im Grunde die vernünftigsten.

Obrist. Zu trinken!

Reitbahn. (zu Eschen) Freund, läßt Du das drucken? (Man lacht, man trinkt, der Wein fängt an, sich der Gäste zu bemeistern.)

Obrist. (heimlich zur Baronesse, während daß die andern trinken) Du siehst, mit was für Leuten Dus zu thun hattest.

Baronesse. (heimlich) Die Nichtswürdigen — Wie wenig gleicht ihnen Eschen.

Reitbahn. (heimlich zu den andern) Der Obriste fängt an, den Wein zu fühlen.

Danner. (eben so) Wir werden bien dupes seyn, wenn wir uns länger geniren wollten.

Lally. (eben so) Ich thu es gewiß nicht.

Reitbahn. (heimlich) Wir müssen ihm vollends den Rest geben. (laut) Ihr Herren, Ihr habt mir noch nicht die Gesundheit meiner Frau zugebracht.

Danner. Du hast Recht, und es ist von unsrer Seite impardonnable!

Reitbahn. Nun frisch, es lebe die Baronesse! Stoß an, Obrister — Lally mag ich es gar nicht anbieten, der ist viel zu aufgebracht!

Lally. Auf Cavalier's-Parole, nicht im geringsten! (läßt sich zu trinken geben, und trinkt. Zu Reitbahn, nachdem er getrunken) Graf, sey nicht zu stolz auf Deinem Triumph, Du möchtest sehr wenige finden, die Dich darum beneiden.

Obrist. (aufziehend) Freilich, was büßt wohl der Herr Baron dabey ein?

Danner. Ein fettes Heyrathsgut, — ist das nichts?

Lally. Ja, wenn nur die Heyrath nicht wäre.

Obrist. Freilich, und mit wem? Mit einer ausgelassenen, grillenfängerischen Närrin!

Lally. (sagt gravitätisch folgendes aus einer Tragödie her) Arbaz! Du nanntest sie bey Namen!

Reitbahn. Wenn's weiter nichts als das ist, was Dich verhindert, dem Verlust des Sieges zu bedauern, so hast Du Unrecht, ich gestehe, der Obriste hat die Baronesse just so geschildert, wie sie ist, aber Männer, wie ich, die wissen solche Weiber schon zu dreßiren.

Obrist. Das heiß ich doch einen Mann — O, zu trinken!

Baronesse. (während daß sie es ihm herreicht, heimlich) Aber mich deucht, Herr Onkel, Sie trinken ein bischen viel.

Obrist. (heimlich und munter) Das thut nichts, es geschieht zu Deinem Besten.

Danner. (heimlich zu Reitbahn) Der Obriste ist schon à moitié gris!

Reitbahn. (heimlich) Desto besser, wir wollen unsern Spaß mit ihm haben. (laut zu Eschen) Aber Lally dauert mich immer mehr: so schnell um die Geliebte zu kommen!

Lally. Spotte nur, spotte!

Reitbahn. (hastig) Der Teufel, daß ich das vergessen habe! Geschwind, eingeschenkt! — Auf die Gesundheit meiner Schecke! Wahrhaftig, das arme Thier verdient, daß wir auf ihr Wohlergehn trinken! (Singt aus Bürgers Leonore.)

Zur

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbey vor meinen Blicken,
Wie flogen Anger, Heyd und Land,
Wie donnerten die Brücken!

Siehst Du, Eschen, Du bist nicht allein gelehrt, ich lese auch zuweilen so eine Schnurrpfeiferey mit unter. Aber a propos! — wie Teufel heißt doch das Ding — das soll mein Handbuch werden; das Pferd, worauf der König von Preußen reitet: Wetter was für ein Gaul! Wie das geht! wie weyland meine Schnippe! Chol. wiecky ist ein ganzer Kerl!

Lally. Höre, Reitbahn, ich habe Dir einen Vorschlag zu thun, willst Du die Baronesse noch einmal dran wagen?

Reitbahn. Va, es gilt, paroli au même.

Obrist. (zur Baronesse, aus vollem Halse lachend) Ha, ha! zu trinken, zu trinken; ich vergehe für Durst!

Eschen. Das halt ich nicht aus — Meine Herren, Sie scheinen zu vergessen, daß Sie in der Baronesse Hause sind, und daß Sie mit Ihrem Onkel speisen. Verdient sie so behandelt zu werden?

Reitbahn. Was geht Dich's an? Es ist mir doch wohl erlaubt, die Honneurs von meiner Frau zu machen!

Danner. Es ist Don Quichottes des Zweyte, der Eschen.

Eschen. Herr Obrister, Sie sollten Mitleiden mit diesen jungen Herren haben, die nicht mehr wissen, was sie reden, und uns aufstehn lassen.

Obrist. Warum? Es macht mir Spaß.

Lally. (heimlich zu Reitbahn) Der Alte ist ganz weg!

Eschen. Herr Obrister, das macht Ihnen Spaß? — Ich bewundre Ihre Gelassenheit.

Obrist.

Obrist. Wenn nun vollends meine Nichte zugegen wäre, und das alles mit anhörte!

Lally. A propos von Ihrer Nichte! Wissen Sie wohl, Obrister, was mich seit einer Viertelstunde beschäftigt? Jemehr ich diesen Husar ansehe, jemehr finde ich, daß er ihrer lieben Nichte ähnlich sieht!

Obrist. Finden Sie das, Baron?

Danner. (nimmt ein Fernglas, und sieht die Baronesse an.) Wahrhaftig! mais c'est singulier! — Er gleicht ihr, man kann nicht mehr! — wie heißt Du?

(Die Baronesse schweigt.)

Reitbahn. Hast Du keinen Namen?

Obrist. Zum Teufel ja, aber sagen kann er ihn nicht.

Lally. Warum nicht?

Obrist. Weil — weil — weil sein Name Sie alle von der Tafel jagen würde!

Reitbahn. Lächerlich! Rede, wie heißt Du?

(Die Baronesse dreht sich weg.)

Obrist. (zur Baronesse) Rede, oder ich thu's.

Baronesse. (laut und munter) Bemühen Sie Sich nicht, Herr Onkel!

Lally.
Danner. } Onkel.
Reitbahn.

Eschen. Die Baronesse!

Obrist. Hab ich es nicht gesagt, daß er Sie von der Tafel treiben würde. — Ja, meine Herren, das ist meine Nichte — (lacht) Ha, ha, ha! wie gefällt Ihnen mein Husar?

Danner. Obrister, wenn Sie ihm jemals seinen Abschied geben, so nehm ich ihn in meine Dienste.

Baro-

Baronesse. (nimmt ihre Mütze ab) Meine Herren, ich bin Ihre Schuldnerin, und ich will meine Schuld bezahlen. — Herr Graf Reitbahn, ich muß Ihnen sagen, daß niemand schwerer zu dreßiren ist, als ich; ich will Ihnen also keine vergebliche Mühe machen. — Noch eins; mein Compliment an Ihre Gläubiger! — was Sie anbetrift, meine Herren Barons, Ihnen lag viel zu wenig an meiner Person, als daß ich Ihnen zu kondoliren brauchen sollte; — — Und überdieß, Sie haben ja die Camargo —

Obrist. Bravo, Nichte, Bravo — Aber Eschen?

Baronesse. Ich erröthe vor ihm — Möchte er meine Hand seines edlen Karakters würdig finden!

Eschen. (wirft sich ihr zu Fuß) O Baronesse, Sie machen mich zum glücklichsten Menschen!

Baronesse. Lieber Graf, Sie verlangten nur mein Herz? — Seyn Sie versichert, daß es von nun an ewig das Ihrige ist!

Reitbahn. (zu den andern) Wir sind hier überflüßig; kommt!

Lally. (spöttisch) Wie stehts, Reitbahn? Dir Deinen sauren Gewinn so vor der Nase wegzufischen! (lacht) Ha, ha, ha! —

Baronesse. C'est a nous de rire! Ha, ha, ha! Der drolligste Streich!

Reitbahn. Gute Nacht, Eschen!

Obrist. Bleiben Sie doch hier, es ist Mitternacht, und Ihre Pferde sind müde!

Danner. Herr Bräutigam, Serviteur très humble! Adieu, schöne Braut. Ha, ha, ha! (ab mit Lally und Reitbahn, die lachen; Danner singt)

Un peu d'amour, un peu de soin,
Mènent souvent un cœur fort loin!

Obrist. Nun, das ging besser, als ich gedacht habe. Ich bin so vergnügt! — Umarmt mich, meine Kinder! Euer Glück ist das meinige! Aber mir ist der Kopf ganz schwindlich, ich muß gehn.

Baronesse. (zum Obristen) Sie sollen gewiß nicht wieder Ursach haben, mit mir zu schmälen. (liebkosend) Und mein guter Eschen auch nicht!

Eschen. (ihr die Hand voll Zärtlichkeit küssend) Einzige! Beste! Sie sind mir Welt und Alles!

(Der Vorhang fällt.)

III.

Auszüge.

*) Gesetzbuch der Kalmucken.

(Pallas Sammlungen historischer Nachrichten von den mongolischen Völkerschaften ꝛc.)

Glück und Heil aus der Höhe!

Zu den Füßen der Burchauen, Schacktschamunih und Sunkabai bringet Ehre und Anbetung! Zu den Füssen der zwey Patriarchen des Tibetischen Reichs bringet Danksagung!

Namen

*) Dies Gesetzbuch ist voller Merkwürdigkeiten, und dieses hat den Herausgeber bewogen, es hier einzuschalten. Es las-

Namen der Chane, Taishen und Nojonen, welche dieses Gesetzbuch bekräftiget haben.

(Folgen nun die Namen.)

Obgenannte Fürsten der vierundvierzig mongolischen und örötschen Stämme haben dieses Gesetzbuch einmüthig bekannt gemacht, im Tümmerlu-Jahre und dessen mittelsten Herbstmonats fünften guten Tage.

Diejenige Fürsten, welche in unserm Lande den Frieden stören, einander bekriegen, einen großen Aimack oder ganzen Nutuck niedermachen und berauben, sollen von den übrigen örötschen Fürsten vereint angegriffen, und zu Paaren getrieben, ihr Fürstenthum eingezogen und unter die übrigen ganz vertheilt werden. Den Verbrecher aber soll man leben und nackend und blos frey lassen, sein Eigenthum mag zur Hälfte den Beleidigten, und von der andern Hälfte ein Viertheil denen Mongolen, und das andre denen Oeröt zu Theil werden.

Diejenigen, welche einander an den Grenzen beunruhigen, und kleine Aimacks oder Chottans zerstören, ohne eben einen öffentlichen Krieg zu führen, die sollen das Geraubte zurück, und zur Buße hundert Panzer, hundert Kameele, tausend Pferde, und wenns Fürsten sind, fünf, gemeine aber ein Stück ihrer besten Sachen hergeben. Diese Strafgaben sollen denen richtenden Fürsten jedes Stammes zukommen; die in solchen Unruhen aber von einem Fürsten

lassen sich so viel Schlüsse daraus für den Philosophen abziehn, so viel Vergleichungen anstellen, daß wir jedem unsrer Leser rathen, es ganz durchzulesen, sollt er auch dann und wann auf Stellen stoßen, die etwas langweilig sind; die folgenden entschädigen ihn gewiß.

Fürsten zum andern übergelaufnen Menschen sollen wieder zurückgegeben werden. — Die Choitbatut von der mongolischen Parthey sollen bey den Mongolen, die von der örötschen Parthey bey den Oeröt verblieben, und alle Verwandte jeder Parthey sollen gegenseitig zurückgegeben, auch die Ueberläufer (Zoktui) von den Oeröt wieder ausgeliefert werden.

Wer in unserm Reich einen ausbrechenden Krieg nicht zeitig entdeckt, und hernach überführet werden kann, daß er vorhin darum gewust, soll als ein Feind bestraft werden. — Diejenigen Fürsten, welche von Ausbruch eines Kriegs benachrichtiget, ihr Volk dennoch nicht zusammenziehen, und sich beym gemeinschaftlichen Heer einfinden, sollen hundert Panzer, hundert Kameele, tausend Pferde zur Strafe geben.

Wer Geistlichen und Lahmen Schaden thut, oder ihre Aimacke plündert, soll um hundert Panzer, hundert Kameele und tausend Pferde gestraft werden, und das geraubte Gut doppelt, vor schlechte Dinge gutes, vor halbe ganzes wiedergeben.

Welcher Fürst sich verdächtig macht, Leute oder Gut verheelt zu haben, dessen Buße soll in hundert Panzern, hundert Kameelen und tausend Pferden bestehen. Wer irgend eine Aenderung in den Gesetzen macht, soll, wenns ein großer Fürst, zehn Kameele und hundert Pferde, wenns einer, wie **Mergen Daitsching** oder **Schüker**, fünf Kameele und funfzig Pferde, der geringsten einer ein Kameel und dreymal neun Stück Vieh zur Strafe erlegen.

Wenn Edle oder Vornehme in den Aimacks Unruhe anstiften, soll man selbige um ein Kameel, nebst noch zwanzig Stück Vieh strafen.

Fürsten,

Fürsten, die sich im Kriege schlecht halten, oder gar aus Feigheit die Flucht ergreifen, sollen zur Strafe hundert Panzer, hundert Kameele, funfzig Familien Unterthanen, und tausend Pferde abgeben. Von kleinen Fürsten soll man nur zehn Panzer, zehn Kameele, eben so viel Familien und hundert Pferde, von Saißanen, Sargatschi und andern Anführern drey Sklaven, drey Gezelte und dreyßig Pferde nehmen, und Kriegsanführern soll überdies der Panzer abgenommen, und sie im Weiberrock herumgeführet werden. Die Erketen und Usoen' sind, verwirken durch Feigheit eine Familie Unterthanen, einen Panzer und acht Stück Vieh, Panzerträger ihren Harnisch und vier Pferde, gemeine ihren schlechten Panzer und drey Pferde, noch ärmere zwey Pferde, und die geringsten ihren Bogen, Pfeiltasche und Reitpferd. — Wer sich auch nur zu spät beym Treffen eingefunden, soll im Weiberrock herumgeführet werden.

Wer einen Fürsten aus feindlichen Händen errettet, der soll in der Ulus desselben Darchan seyn, wer aber den Fürsten im Gemenge verläßt, soll getödtet und seine Haabe Preiß gegeben werden. Wer Saißanen oder Sargatschiner aus der Gefangenschaft frey macht, wird wie der Befreyer eines Fürsten belohnet. Man muß aber dem, der sich einen solchen befreyt zu haben rühmt, wenn es auch der Befreyte bestätigen sollte, nicht ohne gültige Zeugen glauben, so wenig, als die Beschuldigung eines, der seinen Fürsten im Stich gelassen haben soll.

Wer einen feindlichen Haufen sieht, und nicht Anzeige davon thut, dessen Haabe soll geplündert, und er mit den Seinigen zu Sklaven gemacht werden. Sieht er nur eine kleine Parthey, und verschweigt es, so hat er die Hälfte des Seinigen verwirkt. Wenn Lerm wird, soll ein jeder, der es vernimmt, sogleich bewafnet dem

Hoflager seines Fürsten zueilen, bey Strafe, alle seine Haabe und seine Freyheit zu verlieren. — Wird eine Horde von Feinden überfallen und geplündert, und eine andere Parthey macht sich auf, und entreißt den Feinden ihren Raub, so soll die Hälfte davon den alten Besitzern, die andre den Errettern eigen seyn, und die Angehörige derer, die im Verfolgen ihr Leben einbüßen, sollen eine Vergütigung erhalten, ja wenn gleich nichts vom Vieh zurück ero[illegible]t worden, soll doch der verwaisten Familie eine Person ersetzt werden. Wer aber von einem Ueberfall hört, und nicht zu Hülfe eilt, und den Feind verfolgt, der soll, wenns ein Vornehmer, die Hälfte seines Vermögens, ein mittelmäßiger neun Stück, und ein geringer fünf Stück Vieh verlieren.

Ein für allemal sollen in unserm Reiche drey Fälle festgesetzt seyn, in welchen sich niemand weigern soll, unentgeldlich Postpferde zu geben, erstlich, den Gesandten und Boten, welche in Sachen der Geistlichkeit und Religion ausgesandt werden, zweytens denjenigen, welche in Angelegenheiten der Fürsten reisen, und drittens denen, welche einen Krieg oder feindlichen Ueberfall ihrem Fürsten bekannt zu machen, nach dem Hoflager eilen. Wer in diesen drey Fällen einer Stafette frische Pferde versagt, soll zur Strafe neun mal neun, oder 81 Stück Vieh geben.

Wer hohen Geistlichen Händel macht, oder sie schimpft, soll ebenfalls neunfach neun Stück Vieh erlegen. Wer geringere Geistliche, und sonderlich Lehrer (**Bakschi**) schimpft und antastet, giebt zur Strafe fünfmal neun Stück; für Beleidigungen, die geistlichen Schülern (**Manshiki**) und Nonnen angethan werden, fünf Stück; betrift aber die Sache einen Mönch, oder Einsiedler, so gilt es ein Pferd. Kommt es in dergleichen Fällen gar

zu

zu Thätlichkeiten, so muß die Buße nach Befinden der Umstände vergrößert werden. Wer einen geweyhten Priester an seiner Würde verletzt, verwirkt die Hälfte seines Vermögens. Wer einen, der den geistlichen Stand verlassen, und in die Ehe getreten ist, verspottet, soll ein Pferd einbüßen, sind Thätlichkeiten begangen worden, so sey diese Strafe doppelt. Wer als Staffette das Pferd eines Geistlichen reitet, soll eine Kuh hergeben, hat er ein geweyhtes Pferd geritten, so verliert er ein Pferd. Hat aber der Damall (Pferdebesorger) es ihm gegeben, so fällt die Strafe auf diesen. Entschuldiget sich die Stafette mit der Unwissenheit, so lege selbiger einen Eid desfalls ab. Wenn eine Stafette einen großen Fürsten geschimpft hat, so nimm neun Stück, für Beschimpfung eines geringen Fürsten fünf Stück Vieh von ihm. Vergreift er sich sogar an selbigen, so wird die Strafe dreyfach. Schlägt er einen Usde'n, oder Vorgesetzten heftig, so gilt es neun Stück Vieh, etwas minder fünf Stück, für bloßes Schimpfen ein Pferd und ein Schaaf.

Ein jeder Fürst oder Saißan, der, auf seinen Reichthum stolz, in Worthändeln, Geringere schlägt, soll neun, und wenn die Schläge gefährlich sind, fünfmal neun Stück Vieh büßen. Und so nach Befinden der Umstände und den Rang der Personen, auch mehr und weniger.

Diejenigen, welche in Diensten und Geschäften ihres Fürsten verfahren müssen, sollen von Niemand auf keine Weise Beleidigung dulden, sondern Gewalt dagegen brauchen, ja sollte in dergleichen Schlägereyen ein fürstlicher Bedienter einen Unterthan sogar zu tode schlagen, so soll er darüber zu keiner Verantwortung gezogen werden; bleibt es nur beym Handgemenge, und der fürstli-

che Beamte zieht den Kürzern, so soll ihm der beleidigende Theil neun Stück zur Ehrenersetzung geben.

Wer aus Scherz oder Leichtsinn auf eines andern Vaters oder Mutter Kopf und Leben flucht, soll ein Pferd verlieren. Wer sich unter fälschlichem Vorgeben der Staffettenpferde bedienet, soll ein gutes Stück Vieh geben. Wer sich in eignen Geschäften unter falschem Vorwand der Staffettenfreyheit bedienet, ohne dazu berechtigt zu seyn, soll als einer, der den landesherrlichen Einkünften Abbruch thut, angesehen, und um neun Stück Vieh, oder auch mit funfzig Prügelschlägen, und um fünf Stück Vieh bestraft werden. Die Stafetten, welche weit verschickt werden, sollen, wo sie zur Nacht einkehren, freye Herberge und ein Schaaf zur Bewirthung genießen, welcher aber mehr verlangt, wird strafbar. Richtet ein Bote mit Vorsatz ein Staffettenpferd zu Grunde, so soll er ein Stück Vieh dagegen zur Strafe entrichten; eben so, wer einer Staffette Herberge und freye Bewirthung zu geben sich weigert. Wer aber mit Gewalt bey einer kinderlosen Wittwe Herberge nimmt, soll im Weiberrock herumgeführt werden, es sey denn, daß er gültige Ursachen angeben kann. Wer sich in dergleichen Fällen rechtfertigen will, von dem ist ein Eid zu nehmen.

Wer die zum Hauptlager des Fürsten bestimmte Hütung mit seinem Vieh verdirbt, soll ein Kameel und neun Stück ander Vieh erlegen, kann er aber seine Unwissenheit betheuern, so soll ihm kein Unrecht wiederfahren. Wer von des Fürsten Einkünfte etwas entwendet, oder an sich zu bringen sucht, soll neunmal neun Stück Vieh einbüßen.

Wer sich mit seinem Lehrmeister, Vater oder Mutter in Handgemenge einläßt, und unverschämt aufführt, soll

soll dreymal neun, in mäßigen Vergehungen zweymal neun, oder auch nur neun Stück Vieh verwirkt haben. Wenn sich eine Schwiegertochter gegen den Schwiegervater zur Wehre setzt, so soll das Gericht dreymal neun Stück von ihr nehmen, untersteht sie sich gar, die Schwiegermutter zu schlagen, so gehören dafür, noch über die erstgedachte Buße, dreißig, zwanzig, oder wenigstens zehn Schläge mit der Peitsche.

Wenn ein Vater seine Schwiegerkinder in guter Absicht und zur Zucht allenfalls prügelt, das hat nichts zu sagen. Schlägt er sie aber blos aus Wildheit, ohne hinlängliche Ursach, so soll er neun Stück, eine Schwiegermutter aber im ähnlichen Fall zweymal neun Stück Vieh geben. Setzen sich Kinder gegen ihre Eltern zur Wehre, so soll derjenige, der es sieht, sie vor den Fürsten bringen und anklagen. Sind sie schon groß und verständig, so sey ihre Strafe die ganze Bewafnung eines Kriegsmanns von ihrem Stande, und neun Stück Vieh, dazu soll man sie ganz von ihren Eltern scheiden und trennen. Würde aber ein Vater in Züchtigung seines Sohnes so weit gehen, daß dieser ihm darüber das Leben nähme, so soll dem Vatermörder, außer seinem Leben, alles genommen werden. In andern ähnlichen Fällen, da das Weib unglücklicherweise den Mann erschlägt, oder ein Weib das andre, soll nach Befinden der Umstände gerichtet, und dem Thäter im strengsten Fall Nasen, Augen und Ohren verstümmelt, und sie zur Sklavin hingegeben werden. Für den Todschlag einer verstoßenen Frau beträgt die Buße fünfmal neun Stück Vieh, für eine Sklavin nur drey Stück.

Ihr Väter! gebt euren Söhnen ihr Erbtheil nach Gebühr! Wenn nachmals der Vater verarmt, soll er

das Recht haben, sich das fünfte Stück von dem Vieh seiner Kinder wieder zuzueignen.

Wenn ein vornehmer Mann seine Tochter verheyrathet, der soll an Verlobungsgabe (Jnsa) dreißig Kameele, oder andre Kostbarkeiten, funfzig Pferde und vierhundert Schaafe nehmen, dagegen soll er den Werth an Aussteuer ersetzen, doch nach eigenem Gutbefinden des Vaters. Saißanen über Hundert sollen für ihre Töchter nehmen fünf Kameele, fünfundzwanzig Pferde, eben so viel Kühe und vierzig Schaafe, dagegen soll die Tochter zur Aussteuer bekommen zehn Stück genähete Kleider, und eben so viel ungenähete, nebst vollkommenen Reitzeug, Hausgeräth, Braurkleid, zwey Reitpferden und zwey Kameelen. Giebt der Brautvater der Tochter einen Knecht oder Magd mit, oder ist die Aussteuer sonst von Werth, so unterbleiben die Kameele. Geringere Saißanen sollen für die Tochter nehmen vier Kameele, zwanzig Pferde, zwanzig Kühe, dreißig Schaafe, dagegen soll die Aussteuer aus fünf genähten und fünf ungenähten Kleidern, einem Pferde, einem Kameel und Hausgeräth nach Billigkeit bestehen. Ein wohlhabender Gemeiner soll für die Tochter nehmen funfzehn Pferde und Kühe, drey Kameele, zwanzig Schaafe, zur Aussteuer aber soll ein Pferd, ein Kameel, vier genähte, acht ungenähte Kleider und Geräthe nach Vermögen gegeben werden. Ein Geringer soll zur Brautgabe höchstens zehn Pferde und Kühe, und funfzehn Schaafe verlangen, und die Tochter mit einem Pferde, Kleid, Reitzeug, und hinlänglichem Hausgeräth ausstatten.

Wenn eine Jungfer ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt hat, ist sie schon zu verheyrathen, unter diesem Alter aber darf sie nur verlobt werden. Giebt sie der Vater früher aus, so soll sie von dem Manne genommen,

men, und einem andern jungen Menschen unentgeldlich gegeben werden. Zur Hochzeit soll ein Saißan drey Stück groß Vieh und vier Schaafe schlachten dürfen. Die Aufseher über vierzig (Damütschi) sollen, bey Strafe von zwey Kameelen, fünf Pferde und zehn Schaafe, darauf sehn, daß jährlich vier neue Paar zusammen gebracht werden, von zehn Familien je ein Paar. Man soll dabey sorgen, daß die Brautgabe richtig nach dem festgesetzten Verhältniß entrichtet werde, die andern sollen einem unvermögenden Bräutigam mit Vieh zu Hülfe kommen, und dagegen irgend ein Stück aus der Morgengabe nehmen.

Auch ist dem Aufseher über vierzig hierdurch anbefohlen, jährlich unter ihren Leuten zwey neue Panzerstücke machen zu lassen, um die Zahl der wohlbewafneten zu vermehren. Welcher Damütschi hierin nachläßig ist, soll um Kameele und Schaafe gestraft werden.

Wann eine verlobte Jungfer in ihrem zwanzigsten Jahre vom Bräutigam noch nicht abgeholet ist, so lasse man selbige dreymal durch den Brautwerber anbiethen. Nimmt sie der Bräutigam dennoch nicht, so soll es der Vater dem Fürsten melden, welcher der Tochter einen andern Mann geben wird, und die schon empfangene Brautgabe mag der Vater behalten. Verfährt er aber ohne Vorwissen des Fürsten, so muß er nicht nur das vom ersten Bräutigam Empfangene zurück geben, sondern auch noch dazu neunmal neun Stück Vieh als eine Buſse erlegen. — Wann eine Jungfer während der Hochzeitszurüstungen stirbt, soll die Brautgabe ihrem Vater verbleiben, stirbt sie aber vor den Anstalten, so mögen die beyderseitigen Eltern, wegen der schon empfangenen Brautgabe sich theilen und vergleichen. In sothaner Theilung der Gaben soll ein Helm gegen ein Kameel,

oder neun Stück andern Viehes, ein Paar Armschienen, fünf Stück Vieh, eine Flinte, fünf Stück Vieh, ein Panzer, nebst Helm und Armschienen, zehnmal neun Stück Vieh, ein guter Säbel neun, ein schlechter fünf Stück Vieh, eine Lanze drey Stück Vieh, Bogen und Pfeiltasche dreymal neun Stück Vieh gerechnet werden, und so auch bey Strafgaben.

Wer eine Heyrath rückgängig zu machen sucht, oder die verlobte Tochter nicht herausgeben will, soll nach Befinden an Vieh gestraft werden. Die Eltern der Braut sollen eydlich versichern, daß ihre Tochter noch rein (d. i. nicht schwanger) sey. Beweißt sichs nach der Hochzeit und Ausstattung, daß sie vorher von einem andern schwanger geworden; so soll der junge Mann von den Schwiegereltern die zuerkannte Vergütung an Vieh nehmen. Kann aber bewiesen werden, daß der junge Mann selbst vor der Ausstattung geschäftig gewesen, so soll er an die Schwiegereltern eine kleine Buße nach Vermögen leisten.

Für die Ausstattung eines angenommenen Kindes sollen die Pflegeltern gänzlich sorgen. — Wer ein Mädchen entführt, soll, wenn sie vornehm, sieben Kameele, für eine mittelmäßige fünf, und für die geringste ein Kameel erlegen. Wer bey einer fremden Horde eine Zeitlang gelebt hat, und wieder wegziehn will, darf von dem daselbst gewonnenen nur die Hälfte mitnehmen.

Wenn eines Hund toll, und nicht zeitig auf die Seite geschaft wird, so daß derselbe einen Menschen gefährlich beißt; so soll der Herr des Hundes den Verwandten desjenigen, welcher von dem Biß hat sterben müssen, zur Strafe und Entschädigung den fünften Theil von allem Vieh geben. — So ein toller Mensch jemand umbringt, dessen Verwandte sollen die Hälfte des Vie-

Viehes, welches dem Tollen gehört, zu sich nehmen. — Wer einen Feind, der ihm den Tod gedroht, überwinden und tödten kann, hat keine Strafe zu befürchten. Wird ein Mensch in einer Gegend, wo Leute wohnen, in einem Thal, oder sonst verborgenen Ort erschlagen gefunden, oder stürzt jemand in eine aufgegrabene Grube, und kömmt um; so sollen die Leute der Gegend, wo der Todte gefunden worden, oder wer die unglückliche Grube gegraben hat, den nachgebliebenen Anverwandten des Verunglückten ein Kameel und neun Stück Vieh vergüten. Befinden sich aber in der Nähe keine Leute, sondern nur weidendes Vieh, so mögen die Verwandten von solchem Vieh zur Vergütung nehmen. — So ein Vieh das andre umbringt oder beschädigt, dafür kann keine Genugthuung verlangt werden. Wenn auch ein wüthender Hengst oder Bullochs einen Menschen oder ein Vieh umbringt, darüber können die nächstwohnenden Leute nicht zur Rechenschaft gezogen werden.

Wer im berauschten Muth eine fremde Hütte auf irgend eine unflätige Art verunreinigt, kann darüber nicht bestraft werden. Wer aber im Trunk jemand erschlägt, soll fünfmal neun Stück Vieh erlegen. Wenn einer nüchtern zum Mörder wird, dem nehmet sein Weib, Wehrwaffen und alle Haabe, und wenn er zur Genugthuung nicht reich genug ist, so laßt den Verwandten des Getödteten von seiner künftig zu erwerbenden Haabe, sogar von seinen Erben die gehörige Schuldzahlung nach und nach leisten.

Wer im Gefechte einen gepanzerten Feind tödtet, dem gehört der Panzer, dem, der ihn zunächst unterstützet, lasse man zwischen dem Helm und Armschienen wählen. Der dritte Mann nehme, was er bekommen kann. Eben das Verhältniß gilt von der Beute eines unbepan-

 zerten.

zerten. So aber jemand im Getümmel einem andern die gerechte Beute abnehmen will, dem erschiest das Pferd unterm Leibe, nehmt ihm alle Beute, die ihm zukam, und noch neun Stück Vieh. — Wer einen feigen und unbepanzerten Menschen errettet, der soll von diesem, wenn ers hat, zwey Pferde und ein Stück Waffen nehmen, hilft jemand einen tapfern und wohlgerüsteten aus dem Gedränge, der kann auf irgend ein theures Stück aus der Beute und acht Stück groß Vieh Anspruch machen. Wer ins Gefechte mit Erlaubniß des Fürsten geht, und umkommt, dessen Verwandte bekommen gleiche Belohnung; wer aber ohne Befehl gefochten, dessen Nachgebliebne können nur auf ein theures Stück aus der Beute Anspruch machen.

Wer im Kriege aus Versehn jemand von seiner Parthey ertödtet, der vergüte dessen Nachgebliebenen den Verlust mit neun Stück Vieh. Finden sich aber Zeugen, daß er dabey nicht schuldlos gewesen, so soll er dreymal so viel geben. — Erschießt jemand auf der Jagd aus Versehn, statt eines Wildes, einen Menschen, oder verwundet ihn so, daß er sterben muß, so soll den Anverwandten zur Vergütung von des Thäters Eigenthum die Hälfte zu Theil werden. Die volle Vergütung für einen getödteten Menschen soll nach dem Gesetz seyn; eine völlige Bepanzerung und Waffen für einen Mann, nebst neunmal neun Stück Vieh. — Für Beraubung einiger Gliedmaßen ist nach deren Gebrauch und Werth zu vergüten: Für den Daumen zweymal neun Stück, für einen Mittelfinger neun Stück, für die nächsten zu fünf Stück, und für den kleinen drey Stück Vieh; für tiefere Fleischwunden fünf Stück, für solche, da die Kleider kaum vom Pfeil durchdrungen sind, ein Pferd. — Erschießt einer bey ähnlichen Gelegenheiten

des

des andern Pferd, so muß er zu dem Aas noch ein Pferd, und will der Eigenthümer das Aas nicht, ein besseres Pferd geben.

Wenn an einem Ort, den man verläßt, aus Ursach, weil die Feuer nicht wohl gelöscht worden, ein Steppenbrand entsteht, und jemand anders löscht ihn noch bey Zeiten, den giebt die schuldige Dorfschaft ein Schaaf dafür. Wer einen Menschen aus Wasser- oder Feuersnoth errettet, soll fünf Stück Vieh zur Belohnung haben. Wer über solcher Hülfleistung selbst sein Leben zusetzt, dessen Verwandte sollen von denen, die er hat retten wollen, Wehr, Panzer und Waffen für einen Mann, nebst neun Stück Vieh bekommen. — Wer aus Feuer und Wassersnoth nur Hausgeräth oder Sklaven rettet, soll für einen Knecht, Panzer oder Filzhüte ein Pferd, und wenn Hausgeräthe dabey ist, noch eine Kuh erhalten. — Wer eine Viehheerde vom Steppenfeuer errettet, soll von jeden Eigenthümer, wann dessen Antheil an der Heerde groß ist, zwey, von der geringern Zahl aber ein Stück Vieh jeder Art zur Belohnung heischen. — Wer aber aus Feindschaft Steppenbrände angelegt hat, soll aufs härteste bestraft werden.

Wer ein Kameel stiehlt, soll zur Strafe funfzehnmal neun Stück Vieh büßen, für einen Hengst aus der Heerde zehnmal neun Stück, für eine Stute achtmal neun Stück, für eine Kuh, Füllen oder Schaaf sechsmal neun Stück. Davon bekömmt der Eigenthümer des Gestohlnen das Seinige gedoppelt wieder, der Ueberschuß fällt dem Fürsten anheim. So oft einer im Diebstahl betreten wird, soll er von neuen aufs strengste bestraft werden. Für Vieh, welches nach dem Zagansara (Hornungsschein) gestohlen ist, soll auch die Frucht im Leibe, jede mit einem Pferde, vergütet werden. Giebt ein über-

führter

führter Dieb die zuerkannte Strafe nicht gutwillig, so fordre man Gerichtsleute vom Fürsten, da denn der Schuldige die Strafe doppelt wird erlegen müssen. — Vergleicht sich jemand mit einem Dieb ohne Klage, und es kömmt heraus, so treibt der Fürst nachmals doch sein Antheil ein, und der Besitzer erhält den doppelten Ersatz des Gestohlnen nicht, den er sonst zu hoffen gehabt hätte. Fordert jemand mehr zurück, als ihm gestohlen worden, so soll er die Hälfte des zu Erstattenden gleichfalls verlustig seyn.

Wenn die Diebsspur ganz bis zu einer Wohnung führt, so muß deren Inhaber dafür haften. Sind aber keine Nebenumstände und Zeugen zur Bekräftigung des Argwohns vorhanden, so mögen die Richter nach Befinden urtheilen. Spähet man der Spur nur bis zu einem Aimack nach, ohne die Dorfschaft oder Wohnung bestimmen zu können, so soll der Saissan desselben nach gehörigem Forschen schwören, daß er von dem Diebstahl nichts wisse, und ihn nicht hege. Einen Dieb sollen dessen Nachbarn selbst angeben, die sein Betragen und Vieh genau zu kennen Gelegenheit haben. Die Aufseher über zehn Familien sollen darüber den Saissanen und diese dem Fürsten Bericht abstatten. Und welcher Oberaufseher nicht redlich hierinn handelt, dem soll eine ganze Panzierung mit Waffen und neun Stück Vieh abgenommen werden.

Wann ein Schuldner seine Schuld zur gehörigen Zeit nicht entrichten will, oder nicht bezahlen kann, so mahne ihn dreymal, und melde es darauf seinem Vorgesetzten. Falls er auch auf dessen Befehl nicht zahlte, so soll er ein Pferd verwirkt haben. — Wer sich hingegen eigenmächtig an seinem Schuldner mit Gewaltthätigkeiten vergeht, soll seines Rechts verlustig seyn, und würde jemand seinen Schuldner zur Nachtzeit überfallen, so soll außer dem Verlust

lust der Anforderung noch eine Buße von neun Stück Vieh seine Strafe seyn.

Unter fremde Heerden verirrtes Vieh soll drey Tage lang frey und verschont bleiben, in welcher Zeit derjenige, welcher ein solches Stück bey sich bemerkt, es bekannt zu machen hat. Alsdenn soll ihm erlaubt seyn, wenn es Pferde sind, auf selbigen auszureiten. Wer aber ein solches Thier nutzt, ohne es vorher bekannt gemacht zu haben, wird um ein dreyjähriges Pferd gestraft. Sollte jemand verirrtes Vieh mit seinem eignen Zeichen (Tamga) brennen, dessen Strafe sey von neun Stück Vieh, hat er aber vorhero die Anzeige gehörig gethan, so ist er nicht straffällig. Verlaufnes Vieh soll vor allen Dingen dem Schülunga gezeigt werden, damit dieser, wenn die Viehsucher kommen, davon Anzeige zu thun wisse. Wer viel Vieh auffängt, soll es seinem Aufseher oder den Viehsuchern angeben, thut ers nicht, so mag man zur Strafe noch einmal so viel von ihm nehmen, leugnet ers aber, so soll er noch neun Stück Vieh darüber geben. Giebt jemand verlaufnes Vieh an andre ab, um es zu verheelen, dessen Buße sey dreymal neun Stück Vieh.

Wenn jemand mit einer verheyratheten Frau Ehebruch treibt, und es ist mit Einwilligung der Frau geschehen, so soll der Thäter fünf, und das Weib vier Stück Vieh an die Richter geben. Ist das Weib gezwungen worden, so giebt der Thäter beyde Strafen. Wer sich bey einer Sklavin betreten läßt, muß dem Herrn der Sklavin ein Pferd geben. Geschieht aber dergleichen mit Einwilligung, ohne daß Klagen daraus entstehen, so hat das nichts auf sich. — Wer eine Jungfer zum Beyschlaf zwingt, der giebt, wenns zur Klage kommt, zweymal neun Stück Vieh. Hat aber die Jungfer eingewilligt, und die Verwandten bringen desfalls Klage an, so kann der Thäter

ter doch um neun Stück Vieh bestraft werden. — Wird jemand in Bestialität mit einem fremden Vieh betroffen, der soll dem Besitzer des Viehes fünf Stück Vieh zur Strafe stellen, und das beschmitzte für sich nehmen. — So jemand ein fremdes, von wilden Thieren, oder sonst getödtetes Vieh aufnimmt, und unangezeigt verzehrt, muß er zwey Stück dafür erstatten.

Wenn zwey miteinander hadern, so mag sich niemand darein mengen, stünde jemand dem einen bey, und der andre würde überwältigt und unversehens erschlagen, so sollen beyde die Panzierung und Waffen eines Mannes, und neun Stück Vieh zur Strafe geben. So viel sich nur in zweyer Händel mischen, so viel Pferde sollen zur Buße genommen werden. — Wer ein tödlich Gewehr wider einen andern zieht, soll desselben verlustig seyn. — So sich zween in Händel mit tödlichen Gewehr einlassen, und einer wird gefährlich verwundet, so soll der Sieger, je nachdem die Wunde gefährlich ist, fünfmal neun Stück Vieh oder weniger, ja für die geringste Verwundung wenigstens ein Pferd zur Strafe geben. — Wer jemand mit Prügeln und Steinen gefährlich behandelt, giebt zur Strafe Panzierung, Waffen und neun Stück Vieh. Wer mit der Peitsche oder Faust jemand übel begegnet, kann um fünf Stück Vieh gepfändet werden. Wer in Händeln eines andern Rock zerreißt, giebt zur Strafe ein Füllen, wer einem den Haarquast aufreißt, ist um fünf Stück Vieh zu bestrafen, wer einem den Bart rauft, büßt ein Pferd und ein Schaaf ein. Wer jemand ins Gesicht speyt, mit Erde oder Koth wirft, giebt ein Pferd. Schlägt jemand seinem Wiedersacher über den Kopf, oder sucht ihn vom Pferde zu reißen, so verwirkt er ein Pferd, und wäre von obigen mehr als eins geschehen, ein Pferd und zwey Schaafe, die gelindeste Strafe in solchen Fällen ist

vor

vor Ger[illegible]ze ein Schaaf mit einem Lamm. — Wer aber einem Weibe den Quast von der Mütze, oder gar die Haarflechten ausreißt, der giebt zur Strafe neun Stück Vieh. Wer eine schwangere Person in Liebeshändeln überwältigt, und den Abgang einer unzeitigen Frucht verursacht, soll so vielmal neun Stück Vieh Buße erlegen, als die Frucht Monate alt war. — Wer einer Jungfer an die Brüste, oder sonst an unziemliche Orte greift, sie küßt oder betastet, der soll, wenns darüber zur Klage kommt, von seinem Ankläger öffentlich an seinen heimlichen Theil einen Schneller leiden. Diese Strafe aber bezieht sich nur auf Mädchen über zehn Jahr, bey jüngern steht keine Strafe auf obige Vergehungen.

Wenn bey Spiel und Balgereyen aus Leichtsinn jemand so beschädigt wird, daß er nachmals an den Folgen stirbt, so soll ein jeder, der dabey gewesen, ein Pferd zur Strafe geben. Betrift das Unglück einen vornehmen Mann, so soll von allen, die Antheil daran gehabt, noch eine vollständige Bepanzerung und Wafnung gestellt werden. Wenn zwey miteinander im Spiel balgen, und einer kömmt unglücklicherweise zu tödlicher Verletzung, so verwirkt der andre neun Stück Vieh, und dreymal neun Stück, wenn er die That zu verbergen gesucht hat. Beschädigt einer dem andern im Spiel am Auge, Zahn oder Gliedern, und der Schade kann geheilet werden, so ist die That vergeben, bleibt aber der Fehler unheilbar, so ist die Strafe fünf Stück Vieh.

So jemand einen Uebelthäter mit Pferden durchhülfe, der soll um siebenmal neun Stück Vieh straffällig seyn, und um dreymal neun Stück, wer einen ansehnlichen Diebstahl verheelt hat. Für den allergeringsten aber soll der Hehler zum mindesten ein Schaaf stellen.

Von den Gütern dessen, der während eines wichtigen Processes stirbt, soll ans Gericht eine Bepanzerung, Wehr und Waffen, nebst neun Stück Vieh geliefert werden. Stirbt ein Dieb vor dem Urtheil, von dessen Verlassenschaft fallen dreymal neun Stück Vieh ans Gericht. — Bey wem unangezeigt verlaufnes Vieh stirbt, aus dessen Heerde soll das verlorne Stück ersetzt werden, hat er aber gehörige Anzeige davon gethan, so ist er von aller weitern Verantwortung frey. — Wer ein Wild, daß er nicht selbst erlegt, sich zueignet, soll es dem rechten Eigenthümer wieder zu ersetzen gehalten seyn. Stellt jemand ein Selbstgeschoß auf, und thut der ganzen Nachbarschaft davon Anzeige, so kann, wenn auch ein Mensch dadurch verunglückt, von ihm nicht mehr, als höchstens ein gutes Kleidungsstück genommen werden. Fällt ein Vieh dadurch, so ist es zu ersetzen. Kann man aber jemand überführen, daß er es vorsetzlich auf einen Menschen gestellt, so sey die Strafe dreymal neun Stück Vieh, und kann der Verwundete geheilt werden, so muß er ihn bis zur Genesung mit Schaafen füttern, und ihm ein Pferd geben. Kömmt ein vornehmer Mann dadurch vorsetzlich ums Leben, so soll der Thäter gestürmt, und aller Haabe beraubet werden.

Wer mehr als zehn Stück Schaafvieh, unter welchen ein Wolf mordet, gerettet hat, soll zum Lohn ein gesundes, nebst den getödteten erhalten, sind es weniger, als zehn Schaafe, so gehören ihm fünf Pfeile. Wer ein getödtetes Schaaf heimlich zu sich nimmt, verwirkt ein dreyjährig Stück Vieh. Wer ein vor Ermattung eingesunknes Kameel aus dem Koth zieht, soll zur Belohnung ein dreyjähriges Stück Vieh haben. Bey Pferden ist in ähnlichen Fällen die Belohnung ein Schaaf, für eine Kuh fünf Pfeile. Wer einen Menschen aus

Mör-

Mörderhänden rettet, oder einem ganz Verirrten oder Verhungerten zurechthilft, soll so viel, als dieser ihm nur geben kann, zum Lohn haben. — Die geringste Belohnung eines Arztes, wenn ihm auch vorher nichts geboten worden, nach geheilter Krankheit ein Pferd. — Wer einen fern von seiner Heymath befindlichen, der sein Pferd auf der Jagd, oder im Krieg verloren, und zu Fuß nicht zu den Seinigen kommen kann, mit einem Pferd aushilft, hat noch eins dazu zu empfangen.

Wer von einem verurtheilten Widersacher mehr, als die aufgelegte Strafe heischt, oder ihm gar drohet, soll sein Recht verlieren. Kann ein Verurtheilter aus Armuth die Strafe nicht erlegen, und sein Aufseher bekräftigt sein Unvermögen eidlich, so soll derselbe dem Widersacher zum Sklaven hingegeben werden, bis er für die aufgelegte Strafe gebüßet.

Wer einem Durstigen einen Trunk Milch versagt, soll um ein Schaaf straffällig seyn. Wer einem Nachbar den Milchbrandtewein mit Gewalt abnimmt, und austrinkt, giebt ein gesatteltes Pferd zur Strafe. — Wer im Zorn eines andern Wohnung beschädigt, verwirkt ein Pferd. — Wer im Bezirk des Feuerplatzes eines Fürsten einen Pfahl in die Erde schlägt, soll um sechsmal neun Stück Vieh gestraft werden, denn es ist ein Begriff in des Fürsten Gewalt. Ein gemeiner Mensch verwirkt dadurch wenigstens neun Stück Vieh.

Wer aus Leichtsinn ein Vieh tödtet, soll es ersetzen, und ein Pferd zur Strafe geben. Wer unschuldig einer Dieberey beschuldigt und verurtheilt worden, nachmals aber seine Unschuld darthun kann, soll vom Kläger dem doppelten Ersatz der Buße zurücknehmen. Falls ein Viehdieb, um seinen Streich zu verheelen, Mist, Knochen und der-

dergleichen von dem gestohlnen Vieh in ein fremdes Dorf überbrächte, der soll, wenn er entdeckt wird, dem Aufseher des beleidigten Dorfes neun Stück Vieh geben. — Wenn im Winter die Schneespur von gestohlnen Vieh nach einem Dorfe leitet, so soll, wenn der Schulunga gleich die Unschuld seiner Leute beschwören will, wenn keine andre Unschuldsbeweise vorhanden, das ganze Dorf für den Diebstahl haften, und jeder Einwohner ein Pferd zur Strafe liefern. Wenn sich von einer Räuberrotte jemand absondert, und von seiner Bande gerichtliche Anzeige thut, so soll er straflos seyn, und geschützt, seine Buße aber den Mitschuldigen aufgelegt werden. Würde ihn jemand darüber mißhandeln, dessen Strafe soll eine volle Panzierung und Zurüstung und neun Stück Vieh seyn.

Eine Staffette, die sich auf erhaltnen Befehl nicht gleich aufmacht, verwirkt irgend ein theures Stück, und acht Stück Vieh. Denen Staffetten lasset Reitpferde ohne Händel zukommen, wer sich weigert, soll zwey für eins geben. Ihr Staffetten, wenn ihr ausgeschickt seyd, so betrinkt euch nicht in Brandtewein, sonst wird man euch um fünf Stück Vieh strafen. Nur allein beym Fürsten habt ihr Erlaubniß zu trinken.

Wer einen aufgenommenen Ueberläufer von fremden Volk erschlägt, giebt zur Strafe fünfmal neun Stück Vieh. Wer aber einen Ueberläufer zum Fürsten bringt, bekömmt für den Mann ein Pferd zur Belohnung. Wer einen solchen, wenn er von neuen entläuft, ertappt und zurückbringt, kann von dessen Pferd, Waffen, Reitzeug und Kleidern, ja von aller Haabe, bis auf die Knechte und das Leben, die Hälfte für sich nehmen. — Wer ein verstoßnes Weib nehmen will, soll, wenn sie schön ist, ein theures Stück und acht Stück Vieh, um eine mittelmäßige fünf Stück, um eine häßliche ein Pferd dem vorigen Mann

Mann entrichten. — Das Zeugniß eines Knechts gilt in allen Rechtsfällen nur alsdann, wenn es sehr einleuchtend ist.

Wer einen andern auf der Jagd das Wild verscheucht, oder gar wegschießt, der soll als ein Viehdieb, oder nach den Umständen, um ein Pferd, Schaaf oder fünf Pfeile gestraft werden. Wer ein angeschoßnes Wild auffängt, und verheelt, soll, wenns verrathen wird, fünf Stück Vieh geben. — Wer die von Jägern abgeschoßne Pfeile für sich aufsucht, und zurückzugeben weigert, verwirkt ein Pferd. — Wer einen gelernten Stoßvogel, mit Leder an den Füßen, fängt und tödtet, dessen Strafe ist die nemliche.

Bey allen Klagen, sie seyn von welcher Art sie wollen, soll der Ankläger den neunten Theil der auferlegten Strafe empfangen.

Wer Kleinigkeiten, die nicht unterm Schloß verwahret werden können, als Sattelzeug, Messer, Beil, Feuerstahl, Scheere, Hammer, Stricke, kleine Kleiderstücke und dergleichen stiehlt, soll nach dem Urtheil die Finger einer Hand verlieren. Will er sich davon loskaufen, so zahle er für jeden Finger zwey große, fünf mittlere, und drey kleine Stück Vieh. — Für den allerkleinsten Diebstahl, als Zwirn, schlecht Geräth, und dergleichen ist die Strafe ein Schaaf mit dem Lamm, oder aufs mindeste eine Ziege mit dem Böcklein.

Wer eine Sache anhängig macht, und nicht hinlänglich beweisen kann, soll die Proceßkosten selbst tragen. Wer in seinem Hause den Gerichtsboten (Eltschi) nicht gehörige Nachsuchung thun läßt, verliert den Proceß, es sey denn, daß keine Zeugen darüber wären, und der Vorgesetzte des Beklagten über dessen Unschuld den Eid ablegte.

Wer einen Zauberer oder Zauberin zu sich ruft, und zaubern läßt, dessen Reitpferd und das Pferd des Zauberers soll der Angeber haben. Wer es verschweigt, oder gar der Zauberey beywohnet, verwirkt sein eigenes Reitpferd. — Ein Zauberer, der jemand etwas angethan, soll um fünf Stück Vieh bestraft werden. Wenn er jemand mit Thieren, die in Zaubereyen erscheinen, als rothen Enten, Lerchen und Hunden, erschreckt, so ist seine Strafe ein Pferd. Mit gemeinen Schlangen, außer der bunten Gebürgschlange, jemand Gauckeley vorzumachen, wird zum mindesten mit Verlust zweyer Pfeile, oder eines Messers gerüget.

(Der Schluß im Juny.)

IV.

Abhandlungen.

Vermischte Aufsätze.

1.

) Briefe des Grafen von * an die Duchesse von ***, während des Feldzugs in Italien von 1701. *)

Erster Brief.

Mayland den 1. Jenner 1771.

Ich gehorche Ihrem Befehl, Madam, und schreibe Ihnen. Ich weiß zwar nicht eigentlich, was ich Ihnen

*) Die Uebersetzung dieser Briefe erscheint hier zum erstenmal gedruckt. Das Original ist aus der Monatschrift genom-

Ihnen sagen will, aber mein Brief wird doch lang werden, weil Sie es so befehlen.

Ich habe S. K. H. gesehn; die Beweise Ihres Andenkens sind Se. Hoheit sehr rührend gewesen. Er liebt Sie, Madam, wie ein Vater, der weiß, wie sehr seine Tochter seiner Zuneigung würdig ist. Ihre Frau Mutter ward gerührt, als sie von Ihnen sprach, und ich war es gleichfalls. Sie findet ein Vergnügen daran, sich die größten Kleinigkeiten von Ihrer Kindheit zu erinnern. Alle sind ihrem Herzen gegenwärtig, und kommen unaufhörlich in ihren Gesprächen vor. Sie erträgt ihre Schwangerschaft auf die beste Art von der Welt: Sie können leicht denken, wie viel Fragen man mir in Ansehung Ihrer gethan hat: ich habe so gut darauf geantwortet, als ich gekonnt habe. Ueber das, was ich wußte, drückte ich mich bejahend aus, aber wie sollte ich mir bey Dingen heraushelfen, die ich entweder nicht weiß, oder nicht wissen darf? Zum Exempel, man zankt recht ernstlich mit mir, daß Sie sich nicht in eben dem Zustande, wie Ihre Frau Mutter, befinden, und man möchte mich gerne deswegen zur Rede setzen. Ich kann

nommen, die Herr Dorat zu Paris besorgt, und die unsern Lesern noch mehrere unterhaltende Aufsätze liefern soll. Des Grafen Briefe werden ihnen eine sehr angenehme Lektüre verschaffen; sie sind voll pikanter Erzehlungen, und voll von jenen Schilderungen der Sitten, die man zu allen Zeiten, und im Jahr 1778 so gern als damals lies't. Die Schreibart ist munter, und man findet jenen Ton des Umgangs, jene Blume der Galanterie darinn, die den Franzosen so eigen ist. Kurz der Ton des alten Französischen Hofs ist getreulich beybehalten.

d. H.

kann nichts weiter da thun, als schweigen, und durch Minen und Wünsche antworten. Es hängt blos von Ihnen ab, Madame, ob ich in Zukunft mich besser ausdrücken soll. Ihre Frau Mutter, die das Datum auf ein Haar weiß, hat mir befohlen, Ihnen zu schreiben, daß, um ihr gleich zu werden, Sie gegen Anfang des künftigen Februars matte Augen und die Kolik haben müssen. Ich weiß vielleicht nicht, was ich sage, aber ich gehorche.

Ihre Schwester, auf die Sie mir so genau Achtung zu geben empfahlen, ist ohngefehr von dem Wuchs, wie Sie damals, als ich das Glück hatte, Sie das erstemal zu sehn, und Sie mir die Ehre anthaten, mich für einen Deutschen zu halten. Ihr Teint wird beynahe so schön, wie der Ihrige seyn; ihre Augen haben dieselbe Farbe, aber sie sind klein, und nicht so funkelnd; sie hat was von Ihnen in dem Untertheil des Gesichts, allein ihren Lippen fehlt jenes zaubrische Kolorit .... das ich aus Ehrfurcht nicht zu beschreiben wage, das ich aber nie, nie vergessen kann. Ihr Kopf ist auch nicht Ihr Kopf; mit Einem Wort, ihre Augen haben gut machen, sie werden sich nie so auf- und niederschlagen können, wie die Ihrigen. Uebrigens soll diese Prinzeßin sehr sanftmüthig, und leicht zu bedienen seyn, wenig oder keine Laune haben. Ich, meines Theils, wenn ich mein Urtheil sagen darf, ich finde sie recht zu einer Königinn von Spanien gemacht, und ich glaube, daß ihr der Vorschlag nicht mißfallen würde. Der Pater Valfre' war sehr krank, als ich durch Turin ging. Ich schickte hin, und ließ ihm von Ihnen viel Komplimente sagen. Er antwortete voll Ehrfurcht und Dankbarkeit, und meldete mir, daß er in sein Gebet zu Gott für Ihre Erhaltung, auch allezeit Ihre Fruchtbarkeit herzbrünstiglich einschlösse,

se, daß sie aber, wie ihm schiene, ziemlich lange ausbliebe, welcher er jedoch mehr der Ohnmacht seiner Gebete, als irgend einem kleinen Eigensinn von Ihrer Seite, Schuld geben wolle.

Ich habe mich so wenig zu Turin aufgehalten, daß ich Ihnen tausend Sachen nicht schreiben kann, die ich bey mehrerer Zeit daselbst ausgespürt haben würde..... Ich wünschte sehr, daß mein hiesiger Auffenthalt, der länger dauern wird, als ich glaubte, mir Gelegenheit verschafte, hier einige Befehle von Ihnen ausrichten zu können. Ich kann Ihnen, Madame, nichts weiter anbieten, als meinen guten Willen; ich sage Ihnen nichts von meinem Herzen, denn ich würde gar zu vortheilhaft davon reden, weil es eine Sache ist, die Ihnen zugehört, und ich, außer meiner tiefen Ehrfurcht, meiner treuen Ergebenheit und Schuldigkeit, noch etwas in mir fühle, das sich nicht ausdrücken läßt, und das mich, Madam, mehr als jemand in der Welt berechtigt zu Ihrem rc.

Zweyter Brief.

Mayland den fünften Jänner 1701.

Ich fahre fort, Madam, Ihnen zu gehorsamen. Da die Reisen die Menschen bilden, und da Sie sehr richtig geschlossen haben, daß ich in meinem Alter davon profitiren würde, so folgen hier meine Bemerkungen.

Ich bin in einer Stadt, die dreyzehn Thore, zweymal hunderttausend Seelen, und mehr denn dreytausend Kutschen hat. Franz der erste, und Heinrich der Zweyte, die Meister davon waren, haben einen Kanal graben lassen, der sein Wasser aus dem Tesin, sechs Meilen von **Mayland**, empfängt. Die Ufer dieses Kanals sind

von Bonfatoro an, wo er anfängt, mit Lusthäusern, Gärten und prächtigen Pallästen eingefaßt, und eben dieser Kanal, der ziemlich große Barken trägt, läuft queer durch die Stadt, versorgt ihre Gräben, und fällt wieder in den Tesin.

Sie würden Sich sehr wundern, und Ihre Kutscher noch mehr, wenn Sie hier Wagen die Menge anträfen, wovon kein einziger in Trott kömmt, noch jemals in Trott gekommen ist. Sie schleichen im langsamen Schritt dahin. Obgleich die Straßen ziemlich enge sind, so macht doch dieses schöne Phlegma, bey dem man niemals Eile hat, daß alles ohne die geringste Verwirrung abläuft. Man macht Platz, man grüßt sich, und rennt nicht aneinander. Der Corso gewährt einen eben so ruhigen Anblick. Die mit Damen und Mannspersonen angefüllte Kutschen rangiren sich auf dem Domplatz, der Hauptkirche gegenüber, und bleiben so fünf oder sechs Stunden beysammen, ohne daß sich eine rührt. Die galanten Herren laufen zu Fuß herum, und plaudern an den Kutschenschlägen mit den Frauenzimmern, aber man sieht mit Einem Blick ein tausend elende Karossen, die so wenig von ihrem Platz wandern, als ob es Gränzsäulen wären. Und hierinn besteht das große Vergnügen, die große Distinktion, kurz die Gesellschaft, und was man den Corso nennt.

Das Aeußere des Pallastes ist nicht schön, aber das Innere ist s[illegible]eziert. Es giebt hier zweyhundert Häuser, wovon das geringste eine Folge von achtzehn bis zwanzig Zimmer, Zierrathen ohne Ende, ungeheure lange Gemäldegallerien, und ein Volk von Bedienten hat, die fast eben so müßig sind, wie ihre Herren. Der, oder die, die man besuchen will, befindet sich allezeit in dem allerletzten Kabinette. Ueberlegen Sie nun, Madame, wenn ich täglich nur zehn Visiten gebe, und bey jeder Thüre eines Zim-

Zimmers nur sechs Reverenzen mache, überlegen Sie, oder lassen Sie von einer ihrer Damen, welche die stärkste Rechenmeisterin ist, ausrechnen, wie oft Ihr allergehorsamster Diener den Tag über seinen Rücken biegen muß, ohne noch die Verbeugungen bey Hofe dazu zu zählen. Hof heißt man hier Folgendes. Herr und Frau von V. Statthalter und Statthalterin dieses Staats, wohnen in einem Pallaste, der, ohne Widerrede, weit größer ist, als das Palais royal. Des Abends werden zwey sehr große, rothmeublirte Zimmer, die aneinander stoßen, stark erleuchtet. Das eine heißt das Zimmer des Thronhimmels, das andre, das Bettzimmer. In der That sind auch der Thronhimmel und das Bette so prächtig, als nur Meublen der Art seyn können. In diesen beyden Gemächern, die von undenklichen Zeiten her der Langeweile des Ceremoniels geweiht waren, wird mit großer Sorgfalt, was man von Stühlen nur auftreiben kann, in Ordnung gestellt. Sie sind einander alle gleich, und stehen alle in grader Linie, und wie bey einer Predigt; die erste, zweyte, dritte Reihe. Es wird nur so viel Platz dazwischen gelassen, daß man zur Noth durchkommen kann.

Gegen sechs Uhr fangen die Damen an, sich einzustellen. Sie kommen herein, nehmen ihren Platz ein, und jeder orientirt sich, wie sichs gehört. Alle Damen sind en corps, sehr grade, sehr gezwungen, sehr geputzt. Die Frau Statthalterin erscheint, und das giebt denn allezeit, wie natürlich, einen großen Aufstand. Es wird darauf eine mittelmäßige Parthie L'Hombre gespielt, und nach dem Spiele haben diese Damen, deren nicht weniger als zwey oder dreyhundert sind, Standhaftigkeit genug, bis zehn Uhr auszuhalten. Man giebt Chocolate, Thee, Kaffee, Gefrornes, herum, und das heißt eine Conversazione. Ich vergaß einen schönen Umstand.

Weil nur Ein Kamin vorhanden ist, und die Zimmer ziemlich kalt sind, auch wegen des Ab- und Zugehens der Mannspersonen die Thüren beständig offen bleiben müssen, so hat jede Dame ihr Wärmstübchen. Die Damen von Stande, die hier eine ziemlich große Anzahl ausmachen, gehen französisch, das gemeine Volk aber spanisch gekleidet. Ich werde die Ehre haben, Madam, Ihnen die Kirchen, die größtentheils bewundernswürdige Denkmäler sind, und die Nonnenklöster zu beschreiben, wo täglich die feinste Galanterie getrieben wird. Ein Gebrauch, der allen unsern jungen Frauenzimmern in Frankreich höchlich mißfallen würde, ist, daß sich nicht eine in ihrem väterlichen Hause befindet. Keine Mutter kann hier ihre Tochter zum Vorwand brauchen, um auf Bälle oder in Assembleen zu gehn. Die armen Kinder stecken alle in Klöster, bis man sie verheyrathet. Doch ich mißbrauche Ihre Geduld, und eile, Madam ꝛc.

Dritter Brief.

Mayland den 11. Jänner 1701.

Ich habe mich anheischig gemacht, Madam, mit Ihnen in sehr viele Details zu gehn, aber so viel Verschiedenheit [illegible] auch in den Sitten, den Manieren und Komplexionen finden mag, so macht doch die Gewohnheit und der glatte Ton, daß man fast allenthalben Einerley thut und denkt. Unterd[illegible]sen bin ich überzeugt, Madam, wer kalkuliren wollte oder könnte, auf wie viele mancherley Weisen, die sich doch alle auf einerley Grund herumdrehen, die Menschen Mittel und Wege gefunden haben, sich lächerlich zu machen, dem würde es an Zahlen fehlen. Zum Exempel, die Wärmstübchen; in Frankreich würden sie unausstehlich scheinen; und hier ist es die sim-

simpelste Sache von der Welt, die täglich geschieht, ohne daß jemand was dagegen einzuwenden hat. Alle Frauenzimmer führen welche, und stellen sie unter ihre Füße oder Röcke. Damen, die die Pracht lieben, haben sie von Silber, und tragen sie am Arme, wie einen kleinen Kuffer. Die galantern Frauenzimmer pflegen auch wohl wohlriechendes Räucherwerk in ihr Wärmstübchen zu werfen. Ich gestehe, dieses ist für mich eine neue Art von Weyrauchstreuen, die ich um so weniger begreife, da die meisten Unterhosen tragen. Damen von der ersten grandezza haben den Winter über welche von schwarzen Sammet; die andern von Pinchinat: ich habe sie nicht mit meinen Augen gesehn, aber ... versichere Sie, daß dem so ist. Ueberhaupt dürfte es nicht sehr rathsam seyn, diesen Damen allzunahe zu kommen, denn sie führen alle einen kleinen Dolch im Planschet, und, auf dem Nothfall, noch einen andern in der Tasche. Was die Mannspersonen betrift, so sind wenige, die nicht ein paar Pistolen zu sich stecken sollten, wenn sie ausgehn. Sie sehn, Madame, das Alles zusammen macht eine Gesellschaft aus, die nicht vergißt, auf ihrer Hut zu seyn.

Ich hatte die Ehre, Ihnen zu schreiben, daß, vom sechsten Jahre an, kein Mädchen in ihrer Eltern Haus bleibt, sondern daß sie in Klöster gesteckt werden, und nicht ehe herauskommen, als bis der Ehekontrakt unterschrieben ist. Geräth eine auf den Einfall, Nonne zu werden, so verordnen die Gesetze, daß sie, vor ihrer Einkleidung, ein oder zwey Jahre mit aller möglichen Freyheit in der Welt zubringe, auf die Bälle, den Corso, in die Oper, in die Schauspiele, kurz, allenthalben hingehe, wo weltliche Zerstreuungen die frommen Gedanken vertreiben können. Die Sprachgitter werden mehr von

den

den Mannspersonen besucht, als Privathäuser, so daß viel Frauenzimmer sich, aus Hang zur Libertinage, einkleiden lassen.

Die Kirchen sind hier sehr schön und zahlreich, die Domkirche, die zugleich die Erzbischöfliche ist, übertrift an Größe die Kirche Unsrer lieben Frauen zu Paris. Sie ist ganz von Marmor; von innen ist sie fertig, aber von außen nicht. Es sind zehntausend Thaler zu ihrer Erhaltung und Vervollkommung ausgesetzt; so lange die zehntausend Thaler reichen, wird daran gearbeitet. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß mehr als dreyhundert marmorne Statuen außen herumstehn; die innere Verzierungen sind auch sehr prächtig. Die Kapelle des heil. Karls ist nicht sehr groß, rund und unter der Erde. In der Mitte ist eine Oefnung mit Balkons, so daß man oben in der Kirche die Messe hören kann, die unten in der Kapelle gelesen wird, und den ganzen Leichnam des heil. Karls in seinem Behältnisse sieht. Er lebte ohngefehr vor 150 Jahren, war Bischoff zu Mayland und Kardinal. Das Haus Boromeo, aus dem er abstammte, ist eben so alt als berühmt; die ältesten von diesem Hause sind Ritter des goldnen Vließes, und bekleiden einen sehr ansehnlichen Rang unter dem hiesigen Adel. Diese Kapelle ist ganz mit schwarzen Marmor, und mit großen, runden, viereckigten und ovalen Silberplatten belegt. Man sieht darauf viele Figuren, die in ziemlich erhabenen Basreliefs die verschiednen Geheimnisse unsers Glaubens vorstellen. Alle Wunder, die der Vermittelung des Heiligen zugeschrieben werden, kommen hier auch mit vor, und eine Menge silberne Lampen erleuchten alle so gut, daß dem Blick nichts entgeht. Der Kasten für die Reliquie des Heiligen steht unter dem Altar, ist wenigstens sechs Fuß lang, und ganz von Berg-

Bergkrystall, so rein und schön, als man es nur sehen kann. Die Stücken sind symmetrisch zusammengefügt, und hie und da in schwale Silberstreifen gefaßt, so daß man durch das Crystall den ganzen Körper in seiner Pontificalkleidung, die Bischofsmütze auf dem Kopf, mit gefaltnen Händen und entblößten Gesicht liegen sieht. Die Züge sind noch sehr kenntlich, und die Herren von Boromeo, in deren Familie die großen Nasen erblich sind, haben augenscheinlich etwas Aehnlichkeit mit ihm.

Vierter Brief.

Pavia den 28. Jänner 1701.

Ich habe nicht die Ehre gehabt, Madam, Ihnen mit den beyden letzten Courieren zu schreiben. Das Herz ist ein sehr unfolgsames Geschöpf, das sich nicht so leicht regieren läßt, wenn es etwas in eine zu lebhafte Bewegung gesetzt hat, und ich gestehe Ihnen, der Tod des armen von Lorbezieur hat das meinige mit so traurigen und schmerzlichen Vorstellungen erfüllt, daß ich lieber meinen Kummer stillschweigend ertragen, als Sie Selbst habe mit betrübt machen wollen. Ich that eine Reise nach den Gränzen des venezianischen Gebiets, das an das Kayserliche stößt, und gehe jetzt den königlichen Truppen entgegen, die zu *** landen.

Ich bin durch Bergamo, der Hauptstadt einer kleinen Provinz, gekommen, wo fast das ganze Volk Komödiant ist; oder wenigstens beständig tanzt. Weyland Harlekin war daher. Jedermann spielt hier auf der Zitter. Es ist eine Sage im Lande, daß in den alten Fehdezeiten eine gewaltige Schlacht zwischen diesem Volk und seinen Nachbarn vorfiel, und daß man den Tag nach dem Treffen auf der Wahlstatt 12000 Zittern unter den Todten fand.

Man

Man stellt sich gar nicht vor, mit welcher Vorsicht ein jeder hier für die Sicherheit seines Lebens wacht. Ich kam sehr spät nach Verona, einer großen Stadt im Venetianischen. Da ich früh wieder wegreisen wollte, so schickte ich nach einem Kaufmann, um einige Edelsteine von ihm zu handeln, die bey mir bestellt waren. Es war Abends um acht Uhr. Der Kaufmann machte anfänglich einige Schwierigkeit; endlich überwog die Begierde zum Verkaufen seinen Abscheu vor dem Ausgehn. Er zog in den Gasthof, wo ich logirte, mit allen möglichen Off- und Defensivwaffen ein, und brachte noch drey Laternen, zwey Handelsdiener, die wie er gerüstet waren, und einen Mönch mit. Aber Herr, frug ich ihn, was können Sie um diese Zeit, und in einer polizirten Stadt fürchten? — Alles! antwortete er. — Und der Mönch, fuhr ich fort, was soll der? — Mich beichten hören, wenn mir etwa ein Unglück begegnete.

Ich bin bey dem Prinzen von S*** gewesen, dessen ganzes Land nicht so groß ist, wie mancher Park. Sein Kanzler bekomplimentirte mich, mit dem Degen an der Seite, einer großen Pistole im Gürtel, und einem langen Schreibzeuge, an dessen Ende das große Siegel des Prinzen, seines Herrn, hing.

Diesmal, um nicht beschwerlich zu fallen, werde ich ganz kurz mit der Versicherung schließen, daß ich rc.

Fünfter Brief.

Mayland den 4. Februar 1701.

Ich bin zweymal auf den Ball gewesen, Madam, und ich werde mich bemühen, Ihnen so gut die Beschreibung davon zu machen, als es gehn will. Denken Sie sich einen ungeheuren Saal mit fünf bis sechshundert Frauenzim-

enzimmern, worunter nicht eine ist, die sich für häßlich oder älter als zwanzig Jahre hält. Jedes Gesicht trägt wenigstens eilf Schönpflästerchen von allerhand Größe. Die meisten stellen Figuren aus dem Thierkreise, Sterne, Sonnen, Blumen und halbe Monde vor. Die Kleider glänzen von Gold und Edelsteinen, und das Ganze macht ein ziemlich prächtiges Schauspiel aus. Die Damen, die tanzen, sind in der ersten Reihe, und die andern und die Mannspersonen, die nicht tanzen, in der zweyten.

Es ist hier nicht gebräuchlich, mit dem Frauenzimmer, mit dem man schon getanzt hat, noch einmal zu tanzen, sondern mitten im Ballsaal spaziert ein Ceremonienmeister, mit dem schönsten Phlegma von der Welt, herum, und macht, mit dem Stock in der Hand, wie ein Major, eine Verbeugung gegen den Herrn und gegen die Dame, die er haben will, daß sie tanzen sollen. Alles das hängt so ganz von ihm ab, daß einer, der mit der oder der Dame tanzen wollte, sich zehn Jahre vergebens alle Mühe von der Welt geben, und doch nicht zu seinem Zweck gelangen würde, wenn er nicht die Einwilligung des Herrn mit dem Stock hat.

Der Favorittanz ist eine Courante von vierundzwanzigen, die ich vielleicht viel Mühe haben werde, Ihnen deutlich zu beschreiben; ich wills versuchen. Der Herr mit dem Stock macht seinen Reverenz an zwölf Damen, und an eben so viel Herren: er bemerkt und zeigt mit dem Finger jedem Herrn die Dame, die er nehmen soll: wenn dieses geschehen ist, so fangen sie zwey und zwey, wie in Prozeßion, zu marschiren an. Man macht so dreymal die Tour vom Saal, wobey man die Freyheit hat, sich nach seiner Dame neigen, und einander ins Ohr flüstern zu können. Sobald der Umgang geendigt ist,

machen die beyden ersten, welche anführen, ihren Knix in der Mitte, und treten wieder an ihre Plätze; die andern thun ein gleiches. Hierauf folgt die Courante an. Die zwölf Herren tanzen mit den zwölf Damen, und durch einen Mischmasch von Figuren, und indem sie, wie auf der Bahn, eine Art von Schub, halb Trott, halb Schritt machen, kommt jeder zuletzt wieder zu seinem Frauenzimmer. Dieser Tanz, der über eine starke Viertelstunde dauert, schließt mit dem Umgange, mit dem er angefangen hatte.

Die Damen hier, wenn sie tanzen, halten nicht die Hände an den Seiten des Kleids, sondern sie haben sie vorne, ich weiß nicht warum, und ohngefehr einen Finger breit voneinander entfernt; mit dem Daumen und dem ersten Finger fassen sie den Rock, den sie etwas heben, und mit den übrigen drey Fingern formiren sie eine Art von Fächer. Weiße Handschuh sind niemals gebräuchlich; es giebt Hände, die sie in sechs Wochen nicht gewechselt haben. Verzeihen Sie, Madam, wenn ich meine Erzehlung für diesmal abbreche, und bin ꝛc.

Sechster Brief.

Mayland den .... Februar 1701.

Jezt, Madam, sind wir in der Charwoche, und gute Nacht! Schönpflästerchen, Ball und Courante. In den letzten Tagen des Karnevals hat man in einem Nonnenkloster eine Oper gespielt, welche die Ankunft der Königin Thalestris vorstellte, der Dame, die so weit herkam, um Gnade vor Alexanders Augen zu finden. Die Amazonenkönigin war eine große Nonne, und ihre Tracht halb kriegrisch, halb ländlich: acht und zwanzig in Edelknaben gekleidete Frauenzimmer machten ihr Gefolge aus,

und viere davon trugen so ehrerbietig als möglich die Schleppe der Prinzeßin, eine Schleppe, die, wie von Rechtswegen, so lang war, daß die vier Pagen sich oft darein verwickelten, und große Mühe hatten, sich wieder herauszufinden. Das war der erste Unfall; die übrigen sind nicht weniger tragisch.

Als die Nonne, welche den Alexander machte, der Königin entgegenkommen wollte, that die letzte, durch den Fehler ihrer Pagen, einen falschen Schritt, worüber Alexander so erschrack, daß er in der Bestürzung zwey Stufen seines Thrones für eine hielt, und zu den Füßen der Thalestris stürzte, die, ihrer Seits, das Gleichgewicht vollends verlor, und auf den Helden in einer Postur fiel, die für die Zuschauer nicht sehr erbaulich war. Die Königin, voller Wuth, gab, was bey solchen Feierlichkeiten eben nicht sehr gebräuchlich seyn mag, dem Pagen, den sie für den Urheber ihres Purzelbaums hielt, in der ersten Hitze, eine derbe Ohrfeige. Alexander hatte sich bey seinem Fall ein bischen geritzet; aber nun kam eine andre Katastrophe. Hephästion nahm so warmen Antheil an Alexanders Liebe, und gerieth in so heftige Bewegungen für seinen Herrn, daß ein sehr wesentlicher Knopf von seiner Kleidung absprang, und einen der unerwartesten Theatercoups veranlaßte. Zum Unglück war der geistliche Hephästion römisch gekleidet, und hatte die Beinkleider vergessen, von denen ich Ihnen neulich schrieb. Alle diese Begebenheiten zusammengenommen, machten, daß die Gravität der Vorstellung, trotz dem ehrwürdigen Orte des Schauplatzes, eine große Störung erlitt.

Das Stück wurde jedoch ausgespielt, nachdem alles wieder in seine Ordnung gebracht worden war. Allein es kostete Mühe, den Faden des Interesse wieder anzu-

knüpfen. Hephästion sonderlich konnte nicht erscheinen, ohne daß man nicht an seinen Knopf dachte, und die Verwirrung, in der er sich jederzeit befand, trug noch mehr bey, sein Mißgeschick in frischem Andenken zu erhalten. Ich habe die Ehre &c.

Siebenter Brief.

Maylan den 25. Februar 1701.

Heute, Madam, werde ich Sie mit nichts als mit Ideen unterhalten, die den Umständen angemessen sind. Ich habe eben den Leichenpomp gesehn, womit der Tod von dem verstorbenen König von Spanien morgen begangen werden soll. Die ganze Kirche ist schwarz überzogen, mit weißen, feston'sweise aufgemachten, Schärpen, die eine unendliche Menge von vergoldeten Cartouchen, Devisen und Bildern der Vorfahren der Spanischen Könige tragen, wovon einige zu Pferd, andre zu Fuß, andre in Büste sind. Innschriften erklären, was dieses oder jenes vorstellt. Alles verräth zugleich Trauer und Pracht. Mitten in der Kirche ist die Vorstellung des Leichnams. Es geht bis fast ans Gewölbe hinan, und mehr denn tausend Kerzen und Bildsäulen umgeben es, die alle den Schmerz in seinen verschiedenen Attitüden ausdrücken. Die Eitelkeit der Lebendigen erscheint in allen diesem mehr, als die Nichtigkeit der Todten.

Um bey traurigen Vorstellungen zu bleiben, will ich Ihnen das Schicksal der armen Markise von C... melden, die des Lebens müde ward, und ohne Leidenschaft, ohne Fieber, ohne Mann aus dem Fenster eines zweyten Stockwerks herzhaft in die Gasse sprang.

Es wird auch noch stark von einer andern Begebenheit gesprochen, die kürzlich einer Frau vom Stande zugesto-

gestoßen ist, und an Seltsamkeit das Ende der Markise übertrift. Diese Frau war erstaunlich reich, aber eben so geizig. Ihre Tochter wurde krank; der Arzt verordnete ihr eine Arzeney, die viel kostete. Die Tochter konnte sich nicht entschließen, sie zu nehmen; die Mutter, damit die theure Arzeney nicht umkommen möchte, verschluckte sie, ungeachtet sie sich vollkommen wohl und gesund befand, und mußte daran sterben. Niemand beklagt sie. Ich erzehle Ihnen diese Geschichte bloß, um meinen Brief minder tragisch schließen zu können. Es ist sehr gut, wenn man von Zeit zu Zeit durch die Leidenschaft selbst gestraft wird, die man zu seinem Abgott gemacht hat. Ich bin rc.

(Der Schluß dieser Briefe im Juny.)

2.

Die kleine Welt, mitten in der großen.

(Hannöversches Magazin.)

Kein einziger aufmerksamer Blick auf die Natur läßt den denkenden Forscher ganz unbelohnt. Herz und Verstand findet dabey allemal seine Nahrung; es sey nun, daß er daraus Anlaß zur Erweiterung seiner Einsichten, oder Gelegenheit zur Bewunderung des Schöpfers, oder Stoff zu vernünftigen und weisen Entschließungen, oder alles zugleich, hernimmt. Auch das kriechende glänzende Würmchen in der Felsritze; auch das zerbrochene Stückchen Muschelschale in einem zerspalteten Steine; auch der zarte Keim einer Pflanze, erfüllt den philosophischen Verehrer der Wahrheit mit lehrreichen Gedanken, die freylich nicht in das Herz des niedrigen Hirten

kommen, der an den Bergen weidet, und mit der Natur zwar weit bekannter seyn könnte, doch aber nicht eher staunt, als bis Blitz und Donner durch die Lüfte tönen. In einem schattigen Hayne, der aber erleuchtet genug war, zur Wahrnehmung von tausend Wundern der Natur, erblickte ich von ohngefähr ein Blatt, auf welchem ein kleiner Minirwurm seine krummen Schlangenlinien in merkwürdigen Figuren herumgezogen hatte. Ich brach das Blatt ab, hielt es gegen den hellen Himmel, und sah noch den kleinen Einsiedler darinnen arbeiten; unbekümmert, ob er in Händen war, deren geringster Druck seine ganze Wohnung, nebst ihm selbst, hätte zerstören können. So ist denn das, dachte ich, deine kleine Welt, in welcher du geboren bist, in welcher du lebst, in welcher du dich nährst und deinen Naturtrieben nachgehst, bis die Zeit deiner Verwandlung kommt. Ists möglich, daß zween Häute eines dünnen Blattes, einen Reichthum für eine Kreatur in sich fassen können, die gleichwohl, wer weiß, wie viel, bewundernswürdige Organen hat? einen Reichthum, von dem sie kaum den funfzigsten Theil braucht, ihr Daseyn auf verschiedene Tage zu erhalten? Ich will dich nicht wegwerfen, unbeträchtliches Thierchen! Wenn mir irgend einmal ein Unzufriedner aufstößt; dann will ich dich hervorholen, und seinem mürrischen Herzen dein Gebäude vorhalten. Vielleicht ist ein unmerkliches Würmchen im Stande, den zu beschämen, den erhabnere Lehren oft nicht rühren können.

Aber bey dem allen, wie viel kleine Welten mögen nicht in der großen seyn? Nur dieser Busch, funfzig Schritt im Umkreise genommen, was für eine abwechselnde Mannichfaltigkeit von Geschöpfen, was für eine Ordnung und Zusammenhang bey dieser Mannichfaltigkeit,

tigkeit, was für eine Menge von Mitteln, Zwecken und Absichten, was für ein Bezirk voll Wunder des Herrn! Von dieser Eiche, die ihr Haupt so stolz emporhebt, bis herunter zu dem zartesten Kräutchen, das unter ihrem Schatten wächst, welche Zahl von Gewächsen! Und alle diese Gewächse wieder bevölkert mit so mancherley lebendigen Geschöpfen, unter welchen vielleicht einigen die Weite einer Handbreit, wie uns meilenlange Entfernungen vorkommen. Wie viel Republiken von Thierchen mögen in diesem Gebüsche wohnen, und daselbst den Zirkel ihrer Bestimmung durchleben! Ihr gefiederten Sänger des Waldes, seyd ihr Fremdlinge oder seyd ihr Bürger dieses Hayns? Bürger seyd ihr; denn eben dieser Busch, der das Nest eurer Jungen überschattet, war auch der Ort eurer Geburt; hier die hohe Schule, auf welcher ihr angelehrt wurdet zu allen euren Kenntnissen; auf diesen Zweigen locktet ihr eure Gatten, und in diesem moosigten Baum hieltet ihr euer Nachtlager; an diesem Bache stilletet ihr euren Durst, und von diesen herabfallenden Saamen euren Hunger — bis endlich vielleicht nach drey Sommern und zween Wintern ein mächtiger Jäger, oder ein krummschnablichter Geyer eurem unschuldigen Leben ein Ende, und eben dadurch wieder euren Nachkommen Platz macht. Wie viel große Revolutionen in euren Staaten, ihr Erdbewohner im eigentlichen Verstande, die ihr unter meinen Füßen herumkriecht! Ein Ameisenhaufe mag noch so künstlich eingerichtet seyn, ein schlauer Vogel kann bald eine schreckliche Verwüstung in demselben anrichten, oder die Hand, die eure Cocons aufsucht, um die schlagende Nachtigall in dem vergoldeten Käfig jener vornehmen Dame zu füttern. Gott, was sind in Deinen Augen die mächtigsten menschlichen Staaten dieser Welt anders als Ameisenhaufen, wenn sie es noch sind! Freylich höher geachtet; oder

ler bereitet; herrlicher bestimmt; aber in der Größe — nur wie ein Bienenschwarm mit seinen Zellen. Und der kriechende Wurm will sich doch oft brüsten gegen seinen Schöpfer, und stolz seyn auf sein bischen Chaos, das seine Hände nicht einmal bereitet haben.

Ich kam in meinen Garten, und fand eine buntfärbi.. Schnecke. Ich suchte weiter, und traf in einem Umfange von wenig Schritten noch zehn andere an. Ich untersuchte einige Maulwurfshügel, und fand in denselben drey bis vier ganz kleine Gehäuse von eben dieser Art Schalenthieren. Ich verglich die Größe dieses Platzes mit der ganzen Größe meines Gartens, und das Resultat dieser Vergleichung war, daß mehr als etliche tausend Schnecken allein in diesem Bezirke wohnten. Nun ward ich aufmerksam auf die übrigen lebendigen Geschöpfe, die sich in diesem unmerklichen Raume des Erdbodens aufhielten. Ich traf auf einem Zwergapfelbaume vier Arten Raupen an. Wie leicht würde ich noch zwanzig andere Gattungen haben können zusammen finden, wenn ich alle Bäume genau zu untersuchen wäre im Stande gewesen. M..kwürdige Kreaturen! Bücher können von euch wunderbaren Insekten, von eurer ganzen Oekonomie, von euren Farben, euren Organen, eurer Lebensart, euren Gespinnsten, euren Schmetterlingen — geschrieben werden, und sind auch davon geschrieben. Ich ging weiter, und ein ämsiger Goldkäfer begegnete mir, der eine kleine Beute nach seiner Wohnung trug. Ich spürte in der Erde seinem Aufenthalte weiter nach; allein ich fand ihn nicht, wohl aber die Larve eines Maykäfers. Ich fand Erdspinnen von einer blendenden rothen Farbe; ich fand kleine Würmer, deren wunderbarer Bau mein Auge in Erstaunen setzte. Gott! wie voll mag dieser Erdboden von den Geschöpfen Deiner Hände seyn! Ich brach

brach einen Zweig von einem Rosenstrauche, und erblickte eine ganze Republik Blattläuse, deren Erzeugungsgeschäft eine so wichtige Ausnahme von den gewöhnlichen Regeln der Natur macht. Ich spionirte in den Ritzen der Baumrinden, und zählte in einer allein fünf besondere Arten Würmer. Ich haschte einen Schmetterling, der eben auf einer Blume im Grase seine Flügel entfaltete, und hundert Bienen, die ihre nicht weit von hier gelegenen Stöcke verlassen hatten, summten um den blühenden Bäumen herum. Mücken schwärmten in Schaaren mir zur Seite; Wespen und Hornissen, Fliegen und Ichneumons, und wer weiß, was noch mehr, belebte die Lüfte. Ich kam vor einer grünen Hecke vorbey, und fand in derselben ein Nest eines kleinen Vogels, und die Mutter noch auf den Eyern sitzend. — O welch eine unerforschliche Menge von lebendigen Wesen, von großen und kleinen, von schönen und häßlichen, fliegenden und kriechenden, schädlichen und unschädlichen Geschöpfen allein in diesem Garten! Welche Veränderung in ihren Gestalten; welcher Unterschied in ihren Farben; welche Abwechslung in ihren Nahrungsmitteln. Was für Trägheit bey diesen und Schnelligkeit bey jenen! Was für besondre Naturtriebe! Was für Arbeitsamkeit! Was für unaufhörliche Bewegung! Kunst in ihren Arbeiten; Verschlagenheit und Vorsicht gegen ihre Feinde. Hier herrschten Kriege unter einzelnen Individuis; dort unter ganzen Nationen. Hier Freybeuter, die manchen Unschuldigen überlistigten; dort Starke, die den Wehrlosen überwältigten. Ein Reich gränzte immer an das andere, und was war denn der ganze Garten anders, als eine kleine Welt in der großen?

Man sagt, der Mensch selbst sey eine kleine Welt, und der hatte nicht Unrecht, der diesen Gedanken zuerst

 erzeug-

erzeugte. Lauter mikrokosmische Auftritte in der Natur, in den Handlungen, in den Verhältnissen eines jeden einzelnen Menschen. Tag und Nacht, Licht und Finsterniß wechselt in seinen Schicksalen ab, wie in der großen Welt, und geschieht's nicht allemal mit einer solchen periodischen Richtigkeit, als gewöhnlich; giebts doch auch Länder, die länger Tag oder länger Nacht, als andre, haben. Ebbe und Fluth in allen Unternehmungen der Sterblichen. In ihrem Verstande — zuweilen welche Seichtigkeit; zuweilen welcher Schwung, der höher noch als H.... fliegt. In ihren Leidenschaften, — dann sanfte Stille; dann brausender Sturm. In ihren Lebensgeistern — heute ein langsamer schwacher Puls; morgen eine Fieberhitze, die bis zum Rasen steigt. Königreiche erheben sich, und gehn wieder unter, und eben so wechselt die Herrschaft menschlicher Wünsche und Begierden. In der blühenden Jugend regiert Lust, Freude und Wohlleben. Das Alter stürzt dies Reich, und setzt finstre Sorgen, Unmuth und Unzufriedenheit auf den Thron. So wie sich das System ganzer Völkerschaften ändert; so ändert sich auch das System einzelner Menschen. Deutschland war zu der Barden und Druiden Zeiten noch wild genug, um barbarisch genannt zu werden; jetzt ist es ein glänzender Edelstein in der Krone von Europa. So brillirt oft ein Mensch in seinem funfzigsten Jahre, der in seinem zwanzigsten noch wenig Hofnung von sich gab. In Newtons Kopfe war es in seinem 14. oder 15ten Jahre doch nur noch Dämmerung, was in seinem vierzigsten ein blendendes Licht wurde. Und so wie hochgestiegene Staaten wieder fallen; so kann der nemliche kluge Geist im achtzigsten Jahre wieder kindisch werden, der jetzt so viel Licht von sich strahlt. Sage ich unrecht, daß ein jeder Mensch eine kleine Welt voll guter und böser Auftritte, voll glück-

glücklicher und unglücklicher Abwechselungen sey, bis der Kreislauf zu Ende geht, und das Uhrwerk stille steht. Armer Gedanke! Was soll's denn nun, wenn ich mich auch als eine kleine Welt betrachte? Nein, reichhaltiger Gedanke. Stoff genug zu wichtigen Ueberlegungen. Kann die Welt bestehen, wenn sie nicht gehörig regiert wird? Kann ein Schiff seine Fahrt glücklich fortsetzen, wenn es keinen geschickten Steuermann, keinen Kompaß, keinen klugen Befehlshaber hat? Kann sich ein Reich erhalten, wenn es keine oder schlechte Gesetze, keine oder übel besetzte Festungen, keine oder unweise Regenten hat? Abstrahire dir hieraus selbst die Regeln, Mensch, wenn deine Monarchie soll gut regiert werden. Ariadne's Faden in dein Labyrinth; einen Lykurgus in dein Conseil; einen geschickten Steuermann an dein Ruder; einen weisen, tapfern, und doch moderaten Cunctator auf deinen Thron, wenn deine Staaten bestehen sollen.

Aber die mikroskopische Welt, mit welcher sich die neuern Naturforscher so viel beschäftigen, — nun das ist wohl eine recht kleine, mitten in der großen; eine Welt, die unsern Vätern beynahe ganz verborgen war, bis man in Süden und Norden, und selbst im Herzen von Deutschland, durch ein ganz kleines Linsenglas unermeßliche Wunder Gottes entdeckte. Ich ging vor einem Teiche vorüber. Was der gegen den Ocean! und doch eine Welt mit tausend lebendigen Geschöpfen angefüllt, die in diesem nassen Elemente ihre Nahrung suchen, ihren Naturtrieben folgen, sich begatten und fortpflanzen, Krieg führen und Friede machen, krank und wieder gesund werden. — Ich schöpfe ein Glas voll Wasser aus diesem Teiche. Was das gegen die ganze Wasserversammlung! und doch eine Welt mit, wer weiß, wie vielen wunderbaren Geschöpfen. Ich sah Wasserflöhe und

Wasserkäfer, Wasserwanzen und Wassermücken, Larven zu künftigen geflügelten Insekten, und Würmer in Gehäusen, die sie mit sich herumschleppten. Sie lebten in diesem Glase so frey, so zufrieden, als ob es eine ganze Welt für sie gewesen wäre. Ich nahm einen Tropfen von diesem Wasser, und hin unter's Vergrößrungsglas. Was war ein Tropfen gegen das ganze Gefäß! und doch eine kleine Welt voll Kreaturen. Ich will es den Kennern überlaßen, sie alle zu nennen, die Thierchen, die oft in einem Tropfen, wie in einem Meere, herumschwimmen. Vorticellen und Kugelthiere, und wie sie sonst noch heißen mögen. Nur das einzige will ich sagen: Unmerkbare Punkte wurden, unter diesem Glase, Thiere mit seltsamen Organen, und neben ihnen paßirten doch zuweilen wieder so kleine vorbey, daß die ersten gegen dieselben Riesen zu seyn schienen. Unermeßlicher Schöpfer, wie ist Deine Welt so unbegrenzt, so wohl im großen, als auch die kleinste unter den kleinen! Wüßten wir weiter nichts von Deinen Werken, als die sonderbare Oekonomie der kleinsten Thierchen, die Reaumüre und Bonnet, Lyonet und Trembley, und mehr andere erforscht und beschrieben haben, müßten wir nicht schon alsdann erstaunen über Deine Größe im Kleinen. Aber noch weiter von einer Grenze zur andern; von dem fast unsichtbaren Polypen bis zu dem Kracken; von dem Wasserfloh bis zum Wallfisch; von der Milbe bis zum Elephanten; von der Venus bis zum Saturnus; von dem Standpunkte, wo ich jezt stehe, bis zum äußersten Firsterne, — o wie schwindelt der Verstand, wenn er es wagt, diese Sphäre zu überdenken.

Denn in der That ist diese ganze Erde, mit allen ihren Gebirgen und Hügeln, Meeren und Flüssen, Wäldern und Ebenen, großen und kleinen Reichen, Landarmeen und schwimmenden Flotten, Städten und Dörfern,

Palläſten und Hütten, Diamanten und Backſteinen, nur eine ſehr, ſehr kleine Welt gegen die große, die das ganze Univerſum ausmacht. Wie viel ſolcher Erden müſſen zuſammengeſetzt werden, ehe nur Eine Sonne daraus wird? Es iſt wahr, ſechs große Planeten, unter denen gleichwol unſere, ſo viele Cubikmeilen große Tellus, nur ein mittlerer Bruder iſt, drehen ſich um die Sonne; zehn bekannte, und wer weiß, ob nicht noch unbekannte, kleinere Kugeln drehen ſich wieder um dieſe großen; alle voll Kreaturen, alle voll Wunder der Natur! Erſtaunender Umfang dieſes einzigen Sonnenſyſtems! Und doch, wenn ich an der Stelle des nächſten Fixſterns ſtünde, was würde ich von dem allen gewahr werden? — Ein Sternchen, vielleicht nur von der zwoten Größe. Was iſt nun dieſer nächſte Fixſtern? — wieder eine ſolche Welt. Und der darauf folgende? — wieder eine ſolche Welt. Und der tauſendſte? — wieder eine ſolche Welt. Und die Milchſtraße? — Unzähliche ſolche Welten. Und jenſeits der Milchſtraße? Weiter hinaus, wo ich auch unſere Sonne und den nächſten Fixſtern nicht mehr erblicke? — Ich weiß es nicht. Nur das weiß ich, daß unſere große Welt, wie wir ſie uns einbilden, gegen dieſe ſo viel größere verſchwindet, und daß eine Ewigkeit kaum hinlänglich ſeyn wird, alles das zu lernen, zu faſſen, und näher zu ſtudiren, was dies allgemeine Ganze in ſich enthält. Staub vom Staube! Stolzer, der du dich in deiner Einbildung oft ſo ſehr vergrößerſt! Vergleiche nun deine Größe mit dieſer, und lege dann dieſen Spiegel nicht ohne anbetende Demüthigung aus den Händen.

---

3. Ge-

3.
Geschichte der Bianca.

(Hannöversches Magazin.)

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts hielt sich ein junger Florentiner, Thomas Buonaventuri, der von guter Familie, aber arm war, bey einem Kaufmann in Venedig, seinem Landsmann, auf. Dem Hause, wo dieser wohnte, gegen über war die Hinterthür der Wohnung eines Venedigers vom Adel, Bartolemeo Capello. In diesem Hause war ein junges Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit, Namens Bianca. Sie wurde zwar strenge bewacht; dennoch entdeckte sie Buonaventuri bald, denn sie stand manchmal am Fenster. Zu einem nähern Zutritt durfte er sich nun zwar keine Hofnung machen; indessen that er alles was er konnte, ihr Vergnügen zu machen, und seine Neigung an den Tag zu legen. Er war jung und liebenswürdig; es dauerte nicht lange, so war er ihr nicht mehr gleichgültig; und kurz, nach manchen Unterhandlungen, fanden die beyden Liebenden endlich Mittel, ihre Wünsche zu erfüllen. Bianca ermangelte nicht, alle Abend spät, wenn jedermann zu Bette war, vermittelst der kleinen Hinterthür ihres Hauses, die sie auf der Klinke stehen ließ, nach Buonaventuri's Zimmer in dem Kaufmannshause zu schleichen; und ging dann, ohne von einer Seele bemerkt zu werden, allemal vor Tage wieder zurück.

Nachdem sie dieses Spiel schon eine ziemliche Zeit getrieben hatte, wurde sie, wie es zu gehn pflegt, durch Gewohnheit dreister, und da sie einstens länger wie gewöhnlich bey ihrem Liebhaber verweilt hatte; so trug sichs ungefähr zu, daß ein Beckerjunge, der den Teig aus dem Nachbarhause holen wollte, bemerkte, daß die klei-

ne Hinterthür offen stand. Weil er nun nicht anders meynte, als daß solches aus Versehn geschehen sey; so schloß er sie zu.

Kurz darauf kam die junge Dame, und fand die Thür verschlossen. Eilte in großer Bestürzung nach dem Hause zurück, woher sie gekommen war; klopfte leise an, ward von ihrem Liebhaber eingelassen, und erzählte ihm den ganzen häßlichen Vorfall. Erkenntlichkeit sowohl als Liebe bewogen diesen zu einem schnellen Entschluß; ihrer Sicherheit mußte alles aufgeopfert werden. Er verließ auf der Stelle das Haus; miethete sich, mit der Bianca, bey einem andern Florentiner ein, und hielt sich nach Möglichkeit verborgen; bis sich eine gute Gelegenheit zeigte, nach Florenz zu entweichen.

In Florenz hatte er ein kleines Haus, an der Via larga bey S. Marco, einem Nonnenkloster gegen über. Hier hielten sie sich wiederum eine Zeitlang sehr verborgen, aus Furcht einiger Nachjagden von Venedig aus.

Der damalige Großherzog von Toscana war Franz Maria, Cosmus des I. Sohn; Vater der Marie von Medicis. Er hatte zur Gemahlinn Johanna von Oestereich, Kaiser Ferdinands Tochter, verwittwete Königinn von Ungarn; eine sehr würdige Prinzeßinn; die aber schon ihre Jahre hatte. Daher geschah es denn nicht selten, daß der Großherzog manchmal anderes Frauenzimmer ihr vorzog. Einer seiner Hofleute, der eine Gemahlinn hatte, die sich eben so dienstfertig zu machen wußte, wie er, pflegte gewöhnlich in dergleichen Liebeshändeln seines Herrn, den Vertrauten zu spielen.

Bianca mochte sich verborgen halten, wie sie wollte; so hörte man doch bald in Florenz von der schönen Venetianerinn reden, die neulich angekommen; und das Ge-

rücht von ihren Abentheuern sowohl, als von ihrer Schönheit, wozu noch ihre geflissentliche Eingezogenheit kam; alles das reizte den Großherzog sehr, sie zu sehen. Alle Tage ging er mit Fleiß vor ihrem Fenster vorbey; und weil doch ihr einziger lieber Zeitvertreib war, im Fenster zu stehen; so währte es nicht lange, daß seine Neugier befriedigt wurde. Sie war halb verschleyert; aber der Großherzog hatte genug gesehn, um sterblich in sie verliebt zu werden.

Der Vertraute, welcher seines Herrn unüberwindliche Leidenschaft bald gemerkt hatte, sann nun mit demselben in die Wette auf Mittel, sie zu befriedigen. Seine ähnlichdenkende Gemahlinn wurde gebührlich zu Rathe gezogen. Das bisherige harte Schicksal der Bianca, und ihre trüben Aussichten für die Zukunft, gaben der würdigen Dame die schönste Gelegenheit, der Bianca unter der Hand merken zu lassen, man habe ihr wichtige Dinge zu entdecken; und sie deswegen zu Gaste zu bitten. Buonaventuri hatte einen langen Kampf mit sich selber auszustehen, ob er zugeben sollte, daß Bianca die Einladung annähme? Doch, der hohe Rang der Hofdame, und dann seine eignen hülfsbedürftigen Umstände, halfen endlich alle seine Bedenklichkeiten besiegen. Bianca ging, und ward mit der schmeichelhaftesten Höflichkeit, bis zur Zärtlichkeit, aufgenommen. Man ließ sich ihre Geschichte erzälen: man hörte sie mit der innigsten Rührung, wenigstens dem Schein nach, an: man that ihr die liebreichsten Anerbietungen: man überhäufte sie mit Gunstbezeugungen: Geschenke wurden ihr geboten; beynahe aufgedrungen.

Sehr zufrieden mit diesem ersten Versuche, schmeichelte sich der Großherzog schon, bey einem zweyten Besuche selbst gegenwärtig seyn zu dürfen. Bald lud also die

die Hofdame Bianca abermal ein: man begegnete ihr wiederum mit der größten Hochachtung und Zärtlichkeit: und nach wiederholten Bezeugungen des Mitleidens und vielen Lobsprüchen auf ihre Schönheit, fragte man sie, ob sie nicht wünschte, dem Großherzog ihre Aufwartung zu machen? Er für seine Person, trüge großes Verlangen, in ihre Bekanntschaft zu kommen, seitdem er schon Gelegenheit gefunden, sie zu sehen und zu bewundern. Bianca hatte entweder nicht Standhaftigkeit, oder nicht Tugend genug, dieser neuen Anerbietung auszuweichen. Sie suchte zwar anfangs dieselbe abzulehnen; aber sie that es mit Augen — wie ihre schlaue Verführerinn bald merkte — die nur wünschten, weiter genöthigt zu werden. Denselben Augenblick mußte denn also der Großherzog selbst verabredetermaaßen ins Zimmer treten, wie von ungefähr. Bianca fand sich von seiner Person, von seinen feurigen Lobsprüchen, von seinen freygebigen Anerbietungen ausnehmend eingenommen. Die Visiten wurden wiederholt, man wurde unvermerkt miteinander vertraut: einige Geschenke, die sie nicht ausschlagen durfte, da sie von ihres Herrn Händen kamen, halfen dem Großherzog sich den Weg bahnen; und ihr Mann — hielt es am Ende auch nicht rathsam, eine Verbindung zu stören, die allemal vortheilhaft war, und vielleicht unschuldig seyn konnte. — Der Großherzog war nun gar nicht der Mann darnach, auf so gutem Wege stehen zu bleiben: Beförderungen des Ehemanns mußten ihm behülflich seyn, der Bianca Gunst zu gewinnen; und daß ichs kurz mache, er erreichte endlich das Ziel seiner Wünsche, zu so vollkommner allerseitiger Zufriedenheit der verschiednen Partheyen, daß Er und Bianca, und Buonaventuri zuletzt so vollkommen ineinander schlossen, wie ein gleichseitiges Dreyeck. Der Ehemann wußte sich gar bald in seine neue Situation zum Erstaunen schön zu

finden: er miethete sich nebst seinem schönen Weibe in ein beßres Haus; und machte alle Tage neue vornehme Bekanntschaften, bey Hofe und unter dem Adel. Aber eben dieses schnelle Glück war größer, als es der Ladendiener ertragen konnte: er wurde, wie gewöhnlich, übermüthig; fing an gegen die Vornehmsten, und sogar gegen den Großherzog selbst, sich trotzig aufzuführen; und machte sich dadurch so viel Feinde, daß man ihn endlich einstens auf der Straße anfiel (es ist in Italien) und ermordete.

Wer war froher als der Großherzog und Bianca? Diese legte nun vollends ihre noch übrigen kleinen Reste von Sittsamkeit und Eingezogenheit gänzlich ab, und zeigte sich schon öffentlich in glänzender Pracht.

Johanna, die rechtmäßige Gemahlinn des Großherzogs, suchte zwar äußerlich ihren gerechten Gram über ihres Gemahls Betragen, und ihre Eifersucht gegen die Nebenbuhlerinn, möglichst zu verbergen; aber sie konnte doch nicht umhin, sich es zu Gemüthe zu ziehen; sie ärgerte sich innerlich, legte sich hin und starb.

Der Tod der Herzoginn eröfnete der stolzen Bianca neue glänzende Aussichten. Des Großherzogs Herz war einmal in ihrer Hand: er mußte thun, was sie wollte; und nun bot sie alle ihre Künste auf, ihn dahin zu bringen, daß er sich förmlich mit ihr vermählte. Vergebens legte sich des Großherzogs Bruder, Kardinal **Ferdinand von Medicis**, der in Ermanglungsfall männlicher Descendenz, nächster Erbfolger war, ihr in den Weg; es glückte ihr dennoch, ihre Absicht zu erreichen; und Bianca ward in kurzer Zeit **Großherzoginn von Toscana**.

Es währte nicht lange, so wünschte sie doch auch, ihren Gemahl nunmehr mit einem Prinzen erfreuen zu kön-

können, der dereinst sein Thronfolger würde. Sie ließ in den Kirchen für sich bitten; ließ Messe lesen; ließ Zeichendeuter und Segensprecher holen; Alles umsonst! Sie beschloß also endlich, damit sie doch ihren Willen hätte, sich schwanger zu stellen, und dann ein fremdes Kind unterzuschieben. So, dachte sie, hätte sie doch wenigstens die Ehre davon. Ein Baarfüßermönch aus dem Kloster von Ogni Santi wurde durch Bestechung leicht bewogen, die Ausführung über sich zu nehmen. Nun fing die Großherzoginn an, unbäßlich zu werden: sie hatte unbeschreibliche Gelüste: sie klagte über Zahnweh, Uebelkeiten, Ekel, Magendrücken, u. s. f. Sie hütete das Zimmer, und endlich das Bett: sie nahm die Cour deshalben an, und Niemand war froher darüber, als der Großherzog selbst.

Als nun, ihrer Rechnung nach, die Zeit ihrer Entbindung da seyn mußte, machte sie einstens zu Mitternacht plötzlich Lerm; weckte ihre Bedienten; klagte über die ersten Wehen, und befahl mit größter Ungeduld, ihren Beichtvater (jenen Baarfüßer) zu rufen.

Der Kardinal, dem seiner Schwiegerinn Arglist nicht unbekannt war, hatte sie längstens so scharf bewachen laßen, daß er ihren ganzen Anschlag wohl wußte. Sobald er demnach erfuhr, daß nach dem Beichtvater geschickt sey, verfügte er sich in das Vorzimmer der Großherzoginn; ging daselbst auf und nieder, und las sein Brevier. Kaum hörte ihn die Großherzoginn, so ließ sie ihm heraussagen: sie bäte ihn um Gotteswillen, sich zu entfernen, indem es ihr unausstehlich wäre, daß eine Mannsperson in ihren gegenwärtigen Umständen daselbst zugegen sey. Der Kardinal versetzte ganz trocken: Laßt Ihre Hoheit sich um ihre Sachen bekümmern; ich bekümmre mich um meine, und las ungestört in seinem Brevier fort. Nun kam ab-

geredetermaßen auch der Beichtvater. Sobald er erschien, flog der Kardinal mit offnen Armen ihm entgegen: Willkommen, willkommen, Ehrwürdiger lieber Vater! Die Großherzoginn hat Wehen, und ist Ihres Beystands sehr benöthigt. Mit diesen Worten schloß er ihn fest in seine Arme, und ward dadurch eines kleinen, artigen, frischgebornen Kindes gewahr, welches der gute Pater in seinem Busen versteckt hatte. Er nahm es ihm weg, und rief aus, so laut, daß es selbst die Großherzoginn in dem anstoßenden Zimmer hören konnte: Gott sey gedankt! Die Großherzoginn ist glücklich von einem wohlgestalten Prinzen entbunden; und zeigte sodann den Kleinen allen Umstehenden.

Die durch diesen schlimmen Streich bis zur Raserey erbitterte Großherzoginn beschloß, sich an dem Kardinal auf die grausamste Weise, es möchte kosten was es wollte, zu rächen. Und bald mußte ihr der Großherzog selbst, dessen Neigung gegen sie dennoch immer dieselbe blieb, Gelegenheit dazu geben.

Sie machten einst, alle drey, eine Lustreise nach **Poggio a Caino**, und speiseten zusammen. Nun aß der Kardinal nichts lieber als Mandelsuppe: die Großherzoginn ließ also eine Mandelsuppe für ihn machen, die vergiftet war; und solche zur Tafel bringen. Der Kardinal hatte allenthalben seine Spionen, so daß er auch diesen Anschlag schon vorher wußte, ehe die Mandelsuppe kam. Er setzte sich gleichwol ordentlich zu Tische; wollte aber von der Mandelsuppe, so sehr ihn auch die Großherzoginn mit aller Höflichkeit dazu nöthigte, nichts nehmen. Nun, sagte der Großherzog, wenn denn der Kardinal gar nicht davon essen will, so will ich. Und nahm sofort etwas auf seinen Teller (Hier wird man sich die Situation der Großherzoginn so ungefähr denken können!). Diese, die

nun

nun nicht mehr verhindern konnte, daß er aß, ohne ihren schwarzen Anschlag ganz zu verrathen, sah vor Augen, daß sie doch verloren sey; nahm also, um der Rache ihres Schwagers gewiß zu entgehen, das übrige von der vergifteten Mandelsuppe alle zu sich. Sie und Er starben darauf, beyde an Einem Tage, nemlich den 21sten Oktober 1587. Der Kardinal aber succedirte, unter dem Namen **Ferdinand I.**, und hat bis 1608 regiert.

Diese Erzählung, die aus einem Manuskript genommen seyn soll, stimmt zwar nicht völlig mit der Historie überein; denn **Moreri** sagt, **Franciscus Maria** habe allerdings einen rechtmäßigen Sohn aus der zweyten Ehe gehabt, mit Namen **Antonius von Medicis**, welcher bis 1621 gelebt.

Indessen ist doch wiederum gewiß, und für diese Erzählung dieses: daß wirklich kein Sohn des Großherzogs **Franz Maria**, sondern Niemand anders, als eben dieser Kardinal **Ferdinand**, zur Succeßion gekommen ist; welches doch kaum begreiflich, wenn wirklich ein legitimer Prinz da gewesen wäre. Ferner stimmt auch der Umstand ein, daß nach demselben Schriftsteller beyde an Einem Tage, nemlich den 9ten October, gestorben seyn sollen.

C.

V.
Naturgeschichte.

Abhandlung vom Baumfresser,
an Herrn Prof. Sp. in M.
von
M. G. C. B.

(Schwäbisches Magazin.)

LUCRET.

Non adeo affecta est aetas, effaetaque tellus
Jamque ammalia parva ereat, que cuncta ereavit
Saecla, deditque ferarum ingentia corpora partu.

Ich würde mich weitläuftig entschuldigen müssen, daß ich eine so unbedeutende Schrift an Sie richte, wann ich nicht wüßte, daß auch die geringsten Naturbegebenheiten schon Ihrer Aufmerksamkeit würdig gewesen wären. Es ist immer ein Glück, wann die Untersuchung der Natur von Ihrem Geist abhängt, weil Sie auch da Licht verbreiten, wo sonst alles dunkel ist. Daher wünscht ich nichts so sehr, als wann auch meine Gedanken vom Baumfresser würdig wären, von Ihnen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, und Ihren Beyfall zu erhalten. Sie sind das Produkt einiger Beobachtungen, die ich diesen Frühling angestellt habe; sie waren desto anhaltender und sorgfältiger, je trauriger der Anblick des großen Schadens war, welchen heuer die Bäu-

Bäume von dem Fresser gelitten haben. Ich will zuerst die Beobachtungen anführen, ehe ich Schlüsse daraus auf den Ursprung des Fressers machen werde.

Meine Beobachtungen fiengen gleich bey der entstandenen großen Kälte in der Mitte des Aprils an, und wurden bis zur völligen Entwicklung des Fressers fortgesetzt. Es wird hernach zu meinen Schlüssen aus den Beobachtungen nöthig seyn, daß ich zuerst anzeige, wie weit eine jede Gattung von Bäumen mitten in der Kälte vorgerückt gewesen. Der Kirschbaum, der immer der früheste ist, hatte sich damals schon ganz entwickelt, die Blüthe war geöfnet, und die Stiele hatten schon ihre ganze Größe. Man sah schon die Frucht in der Blüthe, ob sie schon noch sehr klein war. Der Birn- und Zwetschenbaum waren beynahe in eben dem Grad des Wachsthums; ihre Blüthe stund völlig offen. Hingegen der Apfelbaum, der nach allen seinen Gattungen immer später ist, als alle übrige Bäume, die wir haben, zeigte kaum etwas von seiner Blüthe; die Stiele, worauf der Apfel stehen muß, hatten noch nicht die gehörige Stärke und Länge; und das sogenannte Bärhäutlein war noch nicht abgefallen. Einige Tage nach der Kälte, weil sich die Folgen derselben erst zeigen, wann das Wetter gelinder wird, durchsuchte ich alle diese Arten von Bäumen. Nur an wenigen Orten und einigen Aesten sah man die weiße Blüthe des Kirschbaums, wie die Blüthe einer welkenden weißen Rose; die Farbe war ein wenig gelb; einige schon merkliche Kirschen in der Blüthe waren schwarz. Ich glaube aber nicht, daß dieß eine Folge der Kälte gewesen; sondern ich schreibe es allein der Menge der Kirschen zu, die in der Blüthe auf den Bäumen stunden, da die übrigen einigen den Saft genommen hatten; dann eben so, wie bey trockener Witterung immer mehr von

der Blüthe abfällt, weil nicht hinlänglicher Saft zur Ernährung aller da ist, ist es leicht geschehen, daß viele Baumfrüchte schon in ihrer Blüthe verderben. Gesetzt aber, meine Muthmaßung sey falsch, so ist doch gewiß, daß die Kälte nicht alle Kirschen verderbt hat. In gleichem Zustand war der Birn- und Zwetschgenbaum.

Mit dem Apfelbaum hatte es eine andere Beschaffenheit. Ich eröfnete die Blüthe, die schon am sichtbarsten von allen übrigen war, und die ganze Knospe, in welcher mehr als nur ein Stiel eingehüllt war. In der Blüthe bemerkte ich immer einen ganz kleinen Wurm, der ziemlich weiß aussah, und sich damals bey dem Berühren noch wenig bewegte. Die Blüthe selbst war mit einem Kleber zugeschlossen. Weil aber eine Knospe mehr als nur einen Stiel treibt, so legte ich alle Stiele auseinander, die ebenfalls durch einen Kleber zusammenhingen. Ja ich fand ganz kleine Häuflein von einem weissen Kleber, die sich um die Stiele, an dem Laub, und innerhalb der Blüthe in dem Grübchen des Apfels angesetzt hatten. Es war fast anzusehn, wie eine Wand an einem feuchten Ort, wenn die große Kälte im Winter nachläßt, und hernach Eistheile an der Oberfläche zeuget. Es hatten sich in diesem Kleber noch nicht alle Thierchen gebildet, sondern nur einige hatten ein vollkommnes Leben, die aber keine Würme und Raupen, sondern meines Erachtens Blattläuse waren; andre aber traf ich in ihrem wirklichen Entstehen an, indem diese noch in Kleber halb verborgen lagen; ich konnte nicht genau entscheiden, ob es Würmer oder Blattläuse werden sollten, wie die, welche schon aus dem Kleber sich entwickelt hatten. Bey dem Anschauen dieser klebrigten Materie fiel mir der Gedanke des Herrn von Leibniz ein, der zugleich die Vorstellung meines Auges vollkommen erläu-

tert.

tert. Da dieser große Philosoph behauptet, daß in der ganzen Natur nichts ödes, sondern alles lebendig sey; so führt er in seiner Monadologie ein Beyspiel an, um die lebendige, aber an sich meistens todtscheinende Natur den Sinnen dadurch begreiflich zu machen. Man soll, sagte er, in einer gewissen Entfernung in einen mit Wasser angefüllten Teich schauen, wo eine Menge von Fischen wimmelt; in einer weiten Entfernung werde man glauben, daß sich nichts daselbst bewege, hingegen sobald man dem Teich näher komme, so werde die Bewegung der Fische merklicher seyn. So nun, will er sagen, uns in einem gewissen Stand ein mit Fischen angefüllter Teich todt und leblos vorkommt, hingegen bey einer andern Lage unsers Auges wirklich zu leben scheint, eben so könne man durch Vernunft auch die Sinnen überzeugen, daß alle leblosscheinende Materie doch leben könne, und wirklich lebe. Dieß ist Leibnizens Begriff von der Materie, wenn er uns den Widerspruch erklären will, den die Sinnen darinnen zu finden glauben. So wurde ich von der klebrichten Materie in der Knospe des Baums getäuscht, denn so will ich es nennen, weil ich hier nicht streite, ob Leibnizens Begriff von seiner lebendigen Materie richtig ist oder nicht, ich erkläre dadurch nur meine Empfindung, die ich durchs Aug gehabt habe.

Daß ich aber auf den obigen Kleber wieder zurückkomme, so fand ich ihn durch den Sinn des Geschmacks ganz süße, als ich ihn auf die Zunge nahm; nach dem Gefühl aber waren nicht nur die kleinen Häufchen dieser Materie klebricht, sondern die ganze Knospe ließ sich zäh und klebricht, gerade wie ein Honigtropfen fühlen; die Stiele, worauf die Blüthen stunden, waren von innen, wenn sie abgebrochen wurden, ganz bräunlicht.

So waren die Umstände acht Tage nach der Kälte; ich setzte die Beobachtungen weiter fort, und erkundigte mich nach dem zunehmenden Wachsthum der Würmer, nach ihrer Anzahl, nach ihrer Gestalt, und nach dem Ort, wo sie sich aufhielten. Offenbar vergrößerte sich der Anfangs kleine Wurm, der zuletzt so groß wurde, als die Raupen, die das Kohlkraut so heftig beschädigen. In einer Blüthe traf ich nie mehr als eine Raupe an. Wie die Raupen nach Farbe unterschieden waren, so unterschieden sie sich vielleicht nach der Gattung. Einige fallen in das Schwarze, diese haben viele Füße, sind lebhaft und beweglich, sobald man sie berührt; andre sehn gerade wie die Kohlraupen aus; der Grund ist weiß; sie sind aber zugleich mit schwarzen Strichen umwunden, haben dichtere Füße, als die ersten, und sind etwas träger, wenn sie angerührt werden. Uebrigens will ich nicht behaupten, daß sie nach der Gattung verschieden sind; vielleicht ist die eine älter, als die andre, und vielleicht hat die eine noch nicht die Verwandlungen (Metaschematismos) durchgegangen, als wie die andre. Ein einziger Tag oder eine Woche kann solche veränderliche Thiere sehr verändern, die der Pöbel für andre Thiere hält, wenn sie doch immer dieselbigen Thiere in ihrer organischen Natur bleiben. Ein Metaschematismus besteht nicht in der wesentlichen Veränderung der ursprünglichen organischen Natur, sondern er ist nur eine stufenweise unter mancherley Gestalten erscheinende Entwicklung der ursprünglichen organischen Natur eines Thieres; wie wenn aus einer gewissen Raupe ein Papilion wird, dessen Flügel schon in dem ersten Keim der Raupe enthalten waren.

Ich fand in der Folge der Zeit, daß sich die Knospe, und besonders das Laub weiter entwickelte; aber den Stiel, worauf die Blüthe stund, sah ich nicht merklich größer wer-

werden. Den offenbaren Wachsthum des Laubes konnte ich daran am besten merken, daß fast alle Blätter in der Mitte eingebogen, hingegen an der obern Spitze des Blatts durch ein Gewebe angeheftet waren, so, daß man oft den Finger zwischen zwey Blättern durchschieben konnte; das Gewebe war oft so dicht, daß man es mit einigem Widerstand zerreißen mußte. So häufig man solche Raupen auf dem Apfelbaum sehen konnte, so wenig schien es, daß solche auch auf den Kirschen- und Zwetschgenbaum wären; und eben, weil ich diese für ganz rein hielt, erkundigte ich mich nicht viel nach denselbigen, bis die Nester der Raupen auch von fern auf denselben sichtbar wurden. Dieß befremdete mich sehr, und machte mich in meiner Erklärung des Fressers fast zweifelhaft; allein nachher bestätigte mich diese Erscheinung noch mehr darinnen. Auf dem Kirschbaum und Zwetschgenbaum waren die Raupennester nicht so häufig, sondern ein einziger Ast hatte kaum ein einziges; ich untersuchte die Stelle derselbigen sehr genau, und fand, daß sich auf diesen Bäumen die Raupen gerade an den spätesten Blüthen angesetzt hatten; die ganze junge Knospe und sogar die Bärhäutlein lagen in dem Gewebe der Raupen; hingegen an solchen Zweigen, die unter der Kälte schon groß waren, sahe man nicht ein einziges Raupennest. Ich bitte dieses wohl zu bemerken, weil ich mich in der Folge noch mehr darauf berufen werde. Jetzt muß ich nur noch etwas von dem Schaden, dem Gewebe und der Vermehrung dieser Thiere reden. Sie fressen das Laub der Bäume oft so sehr, daß sie nichts als die Rippe der Blätter übrig lassen; es ist ein schädliches Thier, daß es nicht aus Hunger, sondern aus bloßer Wollust zu verderben, frißt; dieß war an den Kirschen am sichtbarsten; da sie schon sehr groß waren, und man schon glaubte, sie wären frey von dem Verderben, so konnte man doch die meisten angefressen sehen; sie hatten kleine

Löcher, und der noch weiche Kern war dahin, so daß die meisten bey der Hofnung, dem Fresser zu entfliehen, abfielen. Das Gewebe der Raupen schien etwas verschieden. Das innere Gewebe war dichter und gröber, als das äußre, welches dem Gewebe einer Spinne völlig gleicht; das mir weniger wunderbar vorkommt, weil ich oft einen solchen Wurm abschüttelte, der sich an einem Faden hielt, und sich an demselbigen, wie eine Spinne wieder an das Blatt erheben konnte. Ich bin auch der Meynung, daß sich diese Raupen bald nach ihrer Geburt vermehren, aber erst, nachdem sich die ältern in einem Gewebe eingehüllet hatten; da konnte man sie oft zu Hunderten zählen, und zwar in solcher Gestalt, daß die kleinen Raupen in dem Neste an Größe von andern sehr verschieden waren, die sich auf den Aesten außer dem Nest aufhalten; ich sehe also diejenigen für die Alten an, welche man außer dem Spinngewebe antrift, und vielleicht für ihre Jungen Futter holen.

Ich glaube auf diese Art richtig und vollständig beobachtet zu haben. Nun ist aber die Hauptsache zu untersuchen übrig; nemlich die Frage: Wie entsteht der Baumfresser? Diese Frage will ich nach obigen Beobachtungen beantworten, und sodann auch ein Urtheil über die Meynungen andrer davon fällen, so viel mir derselbigen bekannt sind.

Der Fresser kommt in manchen Jahren gar nicht, und wenn er da ist, so findet man ihn nicht gleich häufig auf allen Arten von Obstbäumen. Beydes ist in der Erfahrung gegründet, und beziehet sich auf die Erscheinungen, die in diesem Jahr erfolgt sind. Es kommt daher auf zwey Fälle an, wenn der Fresser kommen soll. Fürs erste auf die Witterung, und besonders die Kälte im Frühling, und hernach auf einen gewissen Grad des

Wachs-

Wachsthums der Blüthe und Entwicklung der Knospe, und es wird kalt, so leidet das Obst nichts von der Kälte. Kommt aber der Frost, wenn das Obst schon verblühet hat, oder doch ganz in der offnen Blüthe stehet, und es leidet Schaden durch Kälte, so muß die Kälte im Frühling außerordentlich groß gewesen seyn, denn je größer und stärker schon die Frucht des Obsts geworden ist, desto weniger Gefahr drohet ihr die Kälte. Aber es ist ein gewisser Grad des Aufwachsens bey dem Obst, wo es leicht durch Kälte seinen Untergang findet. Man konnte das heuer genau beobachten. Die Kirschen, die Birn waren schon unter der Kälte in voller Blüthe, und doch schadete ihnen die Kälte wenig, da der Apfelbaum, der unter der Kälte sich erst entwickeln wollte, heftig dadurch beschädigt wurde. Und eben diesen Zustand, wo das Obst eben sich entwickeln will, wo man schon kleine Stiele sieht, wo die Blüthe schon sichtbar, aber dennoch noch zugeschlossen ist, nenne ich den gewissen Grad des Wachsthums, bey welchen mit Vereinigung der Kälte der Fresser entstehet.

Zur Bestätigung dessen, was ich hier sage, führ ich noch den Umstand an, den ich schon oben gesagt habe. Ich beobachtete auch Raupen auf den Birn- und Kirschenbaum, aber in viel geringerer Anzahl, als auf dem Apfelbaum; ich fand sie auf noch ganz zarten Zweigen, wie ich es oben dargethan habe. Es ist jedermann bekannt, daß ein jeder Baum sehr ungleich blühet; wenn die Blüthe an vielen Orten ganz offen ist, so steht in andern Orten die Blüthe noch ganz in der Knospe. Nun war die Blüthe des Kirschen- und Birnbaums, welche Raupen herfürgebracht hat, ohne Zweifel in dem gewiesenen Grad des Wachsthums, den ich oben zum Entstehen des Fressers erfordert habe, als die Kälte einfiel.

Hingegen andre Kirschen und Birnen, die damals schon über diesen Grad der Entwicklung gekommen waren, blieben von der Kälte unversehrt. Ich glaube, hier noch nichts unwahrscheinliches geschlossen zu haben. Inzwischen weiß ich auch, daß damit noch weniges ausgemacht ist, indem man erst noch fordern kann, zu zeigen, wie durch die Kälte bey diesem gewissen Grad des Wachsthums die Raupen entsprungen seyn.

Hier muß ich um Erlaubniß bitten, zu einer Hypothese fliehen zu dürfen, die ich um so mehr erhalten werde, jemehr man hypothetische Sätze bey der Untersuchung der Natur gebraucht, weil uns diese nicht so ganz frey unter ihren Mantel schauen läßt. Die Hypothese soll diese seyn: Indem sich die Blüthe entwickelt, und auf dem obigen gewiesenen Grad des Wachsthums ist, so gehört ein starker Zufluß des Safts dazu, vielleicht so stark, daß er auch wie Schweiß aus dem Keim des Obstes dringt, und sich etwas davon an die Blätter hängt, die den Keim umgeben. Ich nehme dieß nur als eine Hypothese an, das viele für ausgemacht halten, wenigstens lehrt die Erfahrung, daß eine jede neu hervorsproßende Knospe einen zähen Kleber hat, den man mit den Fingern fühlen kann. Bey jungen Kirschbäumen ist es besonders merklich. Ueberhaupt ist jede Zeugung mit einigem Unrath und Nebentheilen verknüpft, die eigentlich nicht zum erzeugten Wesen gehören. Man bemerkte dieß besonders im Thierreich. Ich will diesen Gedanken nicht weiter führen, ich setze ihn nur zur Erläuterung des obigen hin, daß sich der Keim des Obstes in einem gewissen Nebensaft bereitet, welcher vergehet, so bald die Zubereitung des Keims und seine Einwicklung fertig ist. Dieß ist alles, was ich nur als Hypothese annehme; ich brauche es aber nothwendig zu mei-

ner weitern Erklärung, weil ich aus diesem Nebensaft die Raupen entstehen lassen will.

Aus dem Saft der Bäume entsteht nicht nothwendig eine Raupe, sonst müßte sich der Fresser alle Jahre zeigen, das wider die Erfahrung ist. Aber der Saft kann durch etwas in solche Umstände gebracht werden, daß sich darinn Raupen zeugen können. Daß aller Saame sich nicht in jedem Zustand entwickelt, ist unwidersprechliche Erfahrung. Ich will beym sichtbarsten Beyspiel bleiben, und nur des Saamens der Thiere gedenken, wenn er nicht in das Thier vom weiblichen Geschlecht kommt, so entwickelt er sich nicht, und geht verloren. Man wende dieß auf den Saft der Bäume an, und stelle sich einen Zustand desselben vor, indem der Insektensaame, der ursprünglich in dem Saft ist, sich entwickeln kann, so hat man den wahrscheinlichen Ursprung des Fressers gefunden. Wie wird aber der Saft des Baums in solchen Zustand gesetzt? Ich antworte: durch die Kälte; da gefriert der Nebensaft, oder er wird verändert, und alterirt, (dieß Wort will ich hier nur gebrauchen, weil ich die Art des gefrornen Safts nicht ganz bestimmen kann) und zwar so verändert, wie ich es oben in meinen Beobachtungen beschrieben habe, wo ich sagte, daß innerhalb der Knospe Häufchen von zäher Materie gewesen, die wie eine gefrorne Wand ausgesehn haben. Dieses ist nun wahrscheinlich der Zustand, wo sich der Insektensaame zeugen kann. Dergleichen Erscheinungen haben wir noch mehr. Der Käse muß faulen, ehe Würmer darinn wachsen, und das Fleisch zeugt auch nicht unter allen Umständen Insekten. Eben so ist es mit dem Saft der Bäume. Und nun hätten wir, so zu sagen, das Bett der Raupen gefunden, in welchem sie geboren werden.

Wo

Wo nehmen wir aber den Saamen der Raupe her? Da ist nichts leichter. Man muß nur etwas hindichten, wo nichts wirklich ist, sagte der gedrängte Hofmann. So mache ich es nicht, wenn ich sage, daß die Raupen aus der Präformation ihres Saamens entstehen. Es ist eine ganz nützliche und oft unentbehrliche Regel in der Logik, daß man, um die Wahrheit zu finden, den Ungrund des gegenseitigen Satzes zeigen soll. Dieß soll auch unser Weg zur Erfindung des Raupensaamens seyn. Es ist wohl kein Begriff mehr unphilosophisch, ja ich darf sagen, mehr unvernünftig, als der Begriff vieler alten und noch einiger neuen Gelehrten, welche die generationem aequivocam behaupten, und sagen, daß Thiere und Pflanzen gar wohl von sich selbst aus jeder rohen Materie erzeugt werden können. Reimarus in seinem Buch von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion hat die Ungereimtheit dieses Gedankens ganz gut gezeigt, und uns dabey besser gesagt, was die Zeugung nicht sey, als was sie sey. Ich bitte um Vergebung, wann ich hier diesem Buch zu nahe trete, von dem ich mit Herrn Kant gleich urtheile, daß darinn eine schöne Vernunft mit vieler Deutlichkeit rede. Sein Haupteinwurf wieder die generationem aequivocam gehet dahin, wann er pag. 118. sagt: „Es kommt auf die zwo Fragen an: Einmal, ob „es in Betrachtung des Schlamms eine innere Möglich„keit habe, daß daraus ein Thier werden könne? Zwey„tens, ob es in Betrachtung der Sonnenwärme und der „darzu kommenden ungefähren Gährung eine äußere Mög„lichkeit habe, daß dadurch ein Thier aus dem Schlamm „entstehe?“

Nun sagt Reimarus weiter auf die erste Frage:

„Was die innre Möglichkeit betrift, so müßte alles, „was zum Thier gehört, nicht allein das Körperliche, son-

„dern

„dern auch, was wir zu seiner Seele rechnen, im Schlamm „enthalten seyn; Fleisch, Knochen, Sehnen, Haut, Klau„en, Haare, Federn rc. Nun enthält aber der Schlamm „und eine Erde nicht alle Bestandtheile eines thierischen Kör„pers.“ So wahr es ist, was **Reimarus** sagt, so bleibt doch immer noch dieses zu sagen übrig, daß man freylich in der rohen Materie noch keine Knochen, keine Sehnen, keine Haare sehe, aber vielleicht verwandeln sich erst die Theile der Materie in solche Theile eines Thiers. Dieß ist schon Beruhigung und Ueberzeugung für Philosophen, wie **La Mettrie** ist. Diese wollen nicht weiter unterrichtet seyn. Ich will hier also nur einen noch ganz unverdauten Gedanken von dem Entstehen organischer Naturen anführen. Die vortrefliche Schrift des Herrn Prof. **Kant** von dem **Einzig möglichen Beweisgrund des Daseyns Gottes** giebt dem Leser reiche Gelegenheit, alles nach allgemeinen mechanischen Gesetzen in der ganzen Natur zu erklären, weil dieser Philosoph nichts Widriges für den Beweis des Daseyns Gottes von der ganzen mechanischen Natur erwartet, indem sein ganzer Beweis schlechterdings ontologisch ist. Dieß läßt ihn also alles ruhig aus mechanischen Gesetzen erklären; ja er äußert oft den Wunsch, wann man nur alles aus allgemeinen Naturgesetzen erklären könnte. Ich will es mit dem Organismus versuchen, ob nicht auch da sich allgemeine Gesetze anwenden lassen. Es ist zwar ausgemacht, daß sich die erste Wurzel organischer Naturen nicht aus den Naturgesetzen erklären läßt; diese kommt ohne Zweifel aus der unmittelbaren Schöpfershand. Doch soll man nicht daran zweifeln, die Vergrößrung und den Wachsthum der organischen Naturen aus allgemeinen Gesetzen zu erklären. Die Wurzel und der erste Keim des Organismus sey also von dem Schöpfer herfürgebracht. Dieser Keim muß schon Leben und Bewegung haben, oder er muß das im Kleinen seyn, was offenbare lebendige

Na-

Naturen im Großen sind, sonst sehe ich nicht, wie etwas lebendig werden kann. Dieser erste lebendige Keim, er sey so klein als er wolle, muß nach aller Erfahrung mit andrer Materie verbunden seyn, er muß selbsten schon aus ursprünglichen Theilen bestehen. Wäre nun nach diesen Voraussetzungen das Wachsthum organischer Naturen nicht so zu erklären, daß man sagte, der erste organische Keim stoße immer solche neben sich liegende, zu ihm selbst aber noch nicht gehörige Theile zurück, die entweder nach der Größe oder Figur noch nicht zu ihm taugen, und mache durch das Zurückstoßen solcher untauglichen Theile andern tauglichern Platz, die sich zu seinem ersten Keim besser schicken, und daß dieses Zurückstoßen immer fortwähre, bis sich alle Theile der um den Keim liegenden Materie an die Wurzel angeheftet haben? Ich frage aber hier nur, und erkenne, daß noch viele Schwierigkeiten übrig sind.

Die andre Frage widerspricht den gegenseitigen Satz noch besser. Pag. 120. heißt es: „Die äußre Möglichkeit einer solchen Erzeugung ist eben so wenig in „der Natur vorhanden. Denn wenn wir bedenken, daß „die Bestandtheile eines thierischen Körpers, die etwa „im Schlamm oder in fauler Materie stecken können, „theils viel zu mangelhaft und zu wenig, theils zu überflüßig und zu viel, theils in gänzlicher Unordnung sind; „so ist ja wohl offenbar, daß keine Wärme oder Gährung vermögend sey, Theile des thierischen Körpers, „die in den Schlamm fehlen, von hundert entlegenen „Orten in gemessenen Verhältniß hineinzutragen, oder „die überflüßige hinauszuschaffen, oder auch die dienliche in Ordnung und in die gehörige Stelle und Verbindung zu bringen; vielweniger ihnen Leben, Empfindung, Vorstellung und andre höhere Kräfte einzuprägen.“

Das

Das ist freylich ganz unmöglich, weil in der Wirkung immer mehr enthalten wäre, als in der Ursache. Unordnung wäre auf diese Art die Mutter der Ordnung. Mangel des Lebens und der Empfindung würde der nächste Weg zum Leben und zur Empfindung seyn. Wer kann aber solche Schlüsse ertragen.

Von **Reimarus** Erklärung des Ursprungs der Insekten wird weiter unten geredet werden; ich komme zuvor wieder auf die obige Frage: wo wir den Saamen der Insekten und andrer Thiere hernehmen? Denn in Saamen muß ein Thier seyn, wenn ein Thier entstehn soll. Ich halte keine andre Antwort für möglich, als daß der Saame der Thiere in derjenigen Materie sey, in welcher er wirklich erzeugt wird. Wachsen Würmer aus dem faulen Fleisch, aus dem Saft der Bäume, so ist nothwendig, daß der Saame dieser Thiere wirklich darinnen ist. Man sieht leicht, daß ich hier aus **Leibnizens** Mund rede, wann er Theod §. 90. nach der Lateinischen Uebersetzung sagt: „Cum organicorum „corporum animatorum formatio secundum na„turae ordinem explicari non posse videatur, nisi „praeformatio jam tum organica ponatur, inde „intuli, id, quod nos generationem vocamus ani„malis, nihil aliud esse, quam transformationem „& augmentationem.“ Hier ist der schöne Begriff, den **Leibniz** überhaupt vom Leben und Tod äußert, bey dem das Leben eine Auswicklung, der Tod aber wieder eine Einwicklung ist. Die Auswicklung besteht in der Augmentation des organischen Saamens durch neuhinzugekommne Materie; die Einwicklung aber wäre das Abfallen der hinzugekommnen Theile von dem perennirenden und unveränderlichen Theil des Organismus. Von diesen ursprünglichen Saamen muß ich aber noch zwey Stü-

cke erinnern. Vors erste, daß derselbige Keim weder mit bloßen noch bewafneten Augen gesehn werden kann. Ich will die Bemerkungen eines Büffons, Löwenhöks, Ledermüllers und andrer in ihrem ganzen Werth lassen; sie sollen meinetwegen recht gesehn und beobachtet haben, wiewol Reimarus auch dieses aus ihren Erzählungen selbst und aus ihren Widersprüchen nicht für ausgemacht richtig hält; aber ich glaube deswegen nicht, daß sie in dem Anblick solcher sich bewegenden und klein gebildeten Thiere schon die ersten Keime der Natur gesehn haben. Ohne Zweifel stecken diese gesehene Saamenthierchen noch in einer tausendfachen Schale, worunter erst der allerletzte Keim verborgen liegt; ohne Zweifel hatten diese Thierchen, als sie gesehen wurden, schon vielfache Einwickelungen ausgestanden. Reimarus urtheilt eben so S. 104. „Wie wollte auch irgend ein Mensch die Kräfte „der Dinge, welche an sich was Geistiges sind, und zumal Kräfte, welche in den kleinsten Urstoffen, Atomen „oder Monaden stecken, und deren unmittelbare Art zu „wirken, oder die erste Zusammenfügung der allerkleinsten Körperchen mit Mikroskopiis sehn können? das ist „noch alles viel zu grob, was wir durch Mikroskopia „sehen." Fürs zweyte bemerke ich von diesem Saamen, daß er sich nicht immer, nicht unter allen Umständen entwickelt, sondern vielleicht tausend Keime desselbigen unsichtbar bleiben. So kann also Raupensaamen in allen Bäumen seyn, und sich doch nicht entwickeln, wenn nicht der Saft des Baums in den gehörigen Zustand kommt, der der Entwicklung dieser Thierchen günstig ist. Ich brauche hier die Worte des Bonanni, die Reimarus aus Wrißbergs Observ. de Animalculis infusoriis anführt. Dieser sagt: „daß ohne Luft „eine ursprüngliche Erzeugung von Thierchen unmöglich „sey. Ja daß nicht einmal eine jede Luft, sondern ein

„Aer

„Aer debitus aptusque ad nascendum, vegetan-„dum & conservandum darzu erfordert werde.“ Wie Reimarus diese Worte verstehet, und wie ich sie zu meinen obigen Sätzen gebrauchen kann, wird in der Folge gezeigt werden.

Je mehrere Umstände sich aus einem angenommenen Satz erklären lassen, desto annehmungswürdiger ist die Hypothese. Wenn man daher fragt, woher das Gewebe des Fressers auf den Bäumen komme, so kann ich darauf eine beruhigende Antwort geben. Es ist aber nach obiger Beschreibung dieses Gewebes ein Unterschied zu machen; das äußre Gewebe ist selbst von den Raupen gesponnen, denn diese Eigenschaft haben sie gewiß; allein das innere desselben kommt wahrscheinlich nicht von den Raupen selbst. Ich habe darzu zwey Gründe; einmal, weil das innere Gewebe viel gröber ist, als das äußere. Hernach schließe ich es daraus, weil solche starke Blätter noch in dasselbige gewoben sind, daß ich nicht begreifen kann, wie eine kleine Raupe so starke Blätter durch ihre zarten Faden miteinander hat vereinigen können. Man sehe wieder dasjenige nach, was ich oben von diesem Gewebe gesagt habe. Mich dünkt das innere Gewebe der Raupen natürlich entstanden zu seyn. Der Kleber in den Knospen ist ohne Zweifel nicht viel von dem Harz der Bäume verschieden, das sich besonders an dem Kirschbaum zeigt, so, daß man von demselben große Stücke eines verdickten Harzes abreißen kann. Nimmt man nun dieses verdickte Harz, und befeuchtet es mit Speichel, so kann man von vielen Fäden aus demselbigen ein ganzes Gewebe machen. Ein solches Harz ist auch das innere Gewebe der Raupen. Der klebrichte Saft wird nach und nach durch die Luft so bereitet, daß die Feuchtigkeit herausgezogen wird, und nichts

als der Faden übrig bleibt, den viele als ein Produkt einer Spinne ansehn. Diese klebrichte Materie war schon da, als die Blätter noch klein und zart waren; in der Folge aber wuchs das an der Spitze befestigte Blatt von unten herauf, und weil es sich oben nicht von dem Kleber losmachen konnte, so mußte es sich in der Mitte auswärts biegen, und krumm werden; welches man wirklich so an den Bäumen beobachten kann.

Nun fließt die Antwort leicht aus dem bisher gesagten, wenn man frägt: Was eigentlich der Fresser dem Obst schade? Er ist nicht der erste Grund des Verderbens der Bäume, sondern nur als eine nothwendige Folge der Kälte anzusehen, die ohne den Fresser das meiste Obst würde verderbt haben. So haben heuer die Aepfel ihren Untergang lediglich der Kälte zuzuschreiben; sie fielen bald nach dem Frost ab. Aber dem Kirschbaum hat der Fresser mehr geschadet, als die Kälte. Der Frost zeugte auch einige Raupen auf dem Kirschbaum, wie ich das oben angezeigt habe; was daher von den Kirschen durch die Kälte verschont blieb, das hat noch der Fresser verderbt, indem dieses verderbliche Thier überall auf dem Baum herumgekrochen, und die noch unversehrte Kirschen so gefährlich verwundet hat, daß sie wegen dieser Wunden verwelken und abfallen mußten. Man sieht zugleich aus diesen Sätzen, daß alle Vorkehrungsmittel gegen den Fresser vergeblich und unnöthig sind; vergeblich, weil die Raupen nicht durch Zeugung sich von einem Jahr zum andern fortpflanzen; unnöthig aber, weil der Schaden auch ohne die Raupen erfolgt wäre, und die Kälte das größte Verderben des Obstes ist. Man freut sich zwar darüber, wenn es bey dem Daseyn des Fressers starke Regen giebt, in der Hofnung, der Regen werde die Raupen von den Bäumen weg-

wegnehmen. Allein diese Freude ist eitel; weil die Raupen so fest an den Blättern kleben, wo sie sich mit ihren vier Hinterfüßen an den Stiel des Blatts hängen, daß sie ungern durch Berührung mit dem Finger weichen.

Endlich lege ich diesen Gedanken vom Fresser keinen so großen Werth bey, daß ich alles vor ganz erwiesen hielte; denn dazu gehört noch mehr. Aber doch können sie vielleicht andern Gelegenheit geben, die Sache weiter zu untersuchen, und mehr darüber nachzudenken. Besonders wünschte ich, daß ein fleißiger Naturforscher eine beruhigendere Hypothese vom Fresser aufstellte, die uns mehr Hofnung machte, seinem Verderben zu begegnen, und das Obst von seinem gierigen Munde zu retten. Denen, die den Ursprung des Fressers nicht nur auf Schlüsse, sondern auch auf Erfahrung und Beobachtung gründen wollen, will ich folgende Sätze darlegen, auf die man zu merken hat.

1) Zeigt sich der Fresser, auch wenn keine späte Kälte im Frühling einfällt?

2) Entdeckt man keine Raupen, ehe noch eine Kälte im Frühling kommt?

3) Giebt es keinen Jahrgang, wo nicht einige Gattungen von Bäumen von dem Fresser ganz verschont bleiben?

4) Ist der Grad des Wachsthums, den ich oben angegeben habe, immer nöthig, wenn bey einfallender Kälte der Fresser entstehen solle? oder kommt der Fresser auch, wenn die Bäume noch unter oder über dem obigen Grad des Wachsthums sind?

Je nachdem die Erfahrung diese Fragen beantwortet, um so viel wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher wird meine Hypothese vom Baumfresser.

Ich rede noch etwas von den Meynungen, welche mir bisher bekannt sind. Die Sprache des Pöbels verdient gar keine Aufmerksamkeit, wenn man ihn sagen hört, die Bäume seyn **vertuscht**, weil in diesen Worten nichts als ein leerer Ton ist.

Andre schreiben es einem bösen Honigthau zu; ohne Zweifel kommt dieser Gedanke daher, weil man den Kleber auf den Bäumen wahrnehmen kann; von einem Honigthau haben die meisten eben so falsche Begriffe, wie von den Wasserthau auf den Kräutern des Feldes; jener fällt so wenig, als dieser; sondern es ist wahrscheinlich eine Ergießung des innern Safts, der zu gewissen Zeiten durch die Blätter dringt. Noch weniger aber können aus diesem Thau Raupen entstehen, weil man sie niemals daraus entstehen siehet. Die Haselnusstaude ist dem Honigthau am meisten ausgesetzt, und doch findet man keine Raupen auf dem Haselnußbaum.

Die beste und natürlichste Meynung vom Fresser wäre diese, wenn man die Raupen von alten Raupen herleiten könnte, so, daß sich die Raupennester von einer Zeit zur andern erhielten, und hernach im Frühling andere ihres gleichen erzeugten; da hätten wir den natürlichen Weg der Erzeugung, und alles Fragen vom Fresser hörte auf einmal auf. Allein dagegen streitet die Erfahrung offenbar. Man hat noch nie gefunden, daß Raupen nach dem Winter, ehe die Bäume in die Blüthe gefallen sind, übrig geblieben wären, wo man sie doch sehen müßte, wenn sie sich auch noch im Winter erhielten. Ferner würde aus dieser Voraussetzung folgen, daß der Fresser alle Jahr kommen, und die Bäume verderben müßte; welches wider alle bisherige Erfahrung ist.

Ich komme endlich noch auf die Meynung des **Reimarus**, die er vom Ursprung der Insekten hat. Sie ist

ist in dem schon angeführten Buch S. 105. zu finden. Nachdem er daselbst die Worte des **Bonanni** angeführt hatte, welcher sagt, daß aër debitus aptusque ad nascendum & vegetandum erfordert werde, so bedient sich **Reimarus** dieser Worte zu seiner Hypothese, wenn er gleich zu diesen Worten hinsetzt, und sagt: „Welches ich nicht anders verstehen kann, als daß die „Luft mit fremden Partikeln müsse geschwängert seyn, „so wie ebenderselbe mit dem Regenwasser die Menge „Thierchen hervorbringen konnte.“ Unter diesen Partikeln, mit welchen die Luft geschwängert seyn müsse, versteht **Reimarus** einen überall herumfliegenden Thiersaamen, wenn er sich dießfalls S. 108. ganz deutlich erkläret: „Können unsichtbare Saamen von Schimmel„pflanzen durch die Luft überall ausgestreut werden, und „sich in einer dienlichen Materie geschwind entwickeln, „warum können nicht auch eben so kleine unsichtbare „Thierchen seyn, deren Eyer die Luft, wie einen Saa„menstaub, allerwärts hinträgt? Es wäre im Pflanzen„reich unrichtig geschlossen: Ich sehe nicht, ich begreife „nicht, wie hier ein Schimmelsaamen hätte herkommen „können, also giebt es doch auch zuweilen Pflanzen, die „ohne Mutter und Saamen entstehen. Eben so würde „aber auch zu voreilig geschlossen seyn: Ich sehe, ich be„greife nicht, wie ein Thierey in der Luft hat herum„fliegen, und in diese Materie kommen können; also „giebt es doch auch einige Thierchen, welche wider die „allgemeine Ordnung ohne Mutter und Saamen durch „bloße Fäulung aus roher Materie gebildet werden.“ Was die erste Stelle des **Reimarus** anbetrift, so hat er wohl unrecht, wenn er die angeführten Worte **Wrinsbergs** zu seiner Meynung zwingen will. Ich glaube nicht, daß **Wrinsberg** unter der zum Zeugen tauglichen Luft eine mit fremden Partikeln oder Thiersaamen ge-

schwängerte Luft versteht; sondern er fordert diese gehörige Luft blos zur Gährung der Materie, damit sich in derselbigen Insekten entwickeln können. **Wrinsberg** erklärt sich ja selbst, was er unter diesen zum Zeugen tauglichen Luft versteht; S. 105. nemlich eine **mäßige Wärme**, welche die Gährung und Fäulniß befördert. Ich will es nicht weiter ausführen, wie diese Worte mit meinen Gedanken vom Fresser genau übereinkommen.

Was ist nun aber von dem Raupensaamen in der Luft zu halten? **Reimarus** kann seine Wirklichkeit nicht so gut beweisen, als ich sie verneinen kann. Sein ganzer Beweis besteht darinn, daß man keinen bessern Platz wisse, aus dem der Raupensaame genommen werden könne, als aus der Luft. Mich dünkt aber, daß dieser Ort der unschicklichste sey, und zwar vors erste deswegen, weil sich andre Insekten in dem Fleisch, andre in gewissen kothigten Materien, andre auf den Bäumen, und noch überdieß in jeglicher dieser Materien fast immer einerley Gattung von Insekten befinden. Kämen sie also durch die Luft dahin, so sehe ich nicht ein, warum nicht auch öfters Raupen, wie sie auf den Bäumen sind, in dem faulen Fleisch angetroffen werden, und so umgekehrt. Ich sehe ferner keinen Grund, warum die Luft immer einerley Insekten in eine Materie führte. Daß aber insbesondre der Raupensaame auf den Bäumen nicht durch die Luft hingebracht seyn kann, erhellet aus mehr als Einem Grund. Wenn die Luft den Saamen hinführet, so müßten alle Jahre Raupen auf den Bäumen wachsen, das aller Erfahrung widerspricht. Allein ich kann es auch aus der Beschaffenheit ihrer Wohnung abnehmen, daß sie unmöglich von außen hineingebracht werden konnten. So genau ich auch in der Blüthe, die wie durch einen Kleber zugeschlossen war, einen Eingang der darinn

inn enthaltenen Raupe suchte, so konnte ich doch nirgends ein Loch finden, durch das sie könnte gekommen seyn. Daß nun meine Hypothese vom Baumfresser wahrscheinlicher ist, als alle bisher angeführte, darf ich fast mit Zuversicht behaupten; ob es aber keine wahrscheinlichere, als die meinige giebt, weiß ich nicht.

VI.

Oekonomie.

Ueber die Pflanzung und dem Gebrauch der Nesseln.

(Baseler Ephemeriden der Menschheit.)

Gegen dem Ende des Augustmonats sammlet man die Saamenkörner von der großen brennenden Nessel. Man schneidet zu diesem Ende den Stamm ab, und läßt ihn verdorren. Der Saame fällt sodann von selbst heraus. Er gleichet den Rübsaamen. Man hat nicht nöthig, ihn von seiner Hülse abzusondern. Man säet ihn sodann den ganzen Herbstmonat hindurch.

Man kann auch im Herbst und Weinmonate Stämme von den Nesseln nehmen, sie voneinander reißen, die äußersten Enden davon abschneiden, und sie wieder setzen. Man muß ungefähr einen halben Zoll von dem Stamm daran lassen. Man setzet sie hierauf in geraden Reihen, so tief, als sie gewesen waren, ziemlich nahe beyeinander, und befestigt sie mit etwas Erde, damit die Wurzeln aufrecht stehen bleiben.

Der Vortheil ist derselbige bey Pflanzung der Nesseln, wie bey Säung derselben, nur mit dem Unterschied, daß diejenigen, welche vom Saamen kommen, im ersten Sommer nach der Aussaat nicht geschnitten werden können, da es hingegen die versetzten im ersten Sommer darauf bereits thun. Der Saamen und die Stämme von andern Nesseln, als von der großen brennenden, taugen nichts, weil sie in dem zweyten oder dritten Jahre wieder ausgehen. Diese hingegen sind dauerhaft, und sie bringen immer neue Stämme, ohne daß man nöthig habe, sie zu versetzen, wenn sie einmal recht versetzt worden sind.

Die Nesseln kommen in allen hohen Oertern wohl fort, auch auf den Bergen, zwischen den Steinen und andern Oertern, welche der Sonne ausgesetzt sind; und wie es sehr kostbar ist, steinigtes und bergigtes Erdreich zu pflanzen, so ist es für den Bau der Nesseln genug, an die Oerter, wo man sie pflanzen will, ein wenig schwarze Erde zu bringen, und sie ungefähr zween Zoll hoch damit zu bedecken, ohne daß man nöthig habe, die Erde darunter umzugraben. Man säet oder pflanzet die Nesseln in diese Erde.

Aller Orten, wo die Nesseln von selbst wachsen, und wo sie ihre Blätter fallen lassen, ohne daß man sie einsammle, bringt die Pflanze aus eigner Kraft jährlich neue Stämme hervor, und das Erdreich wird sogar dadurch verbessert. Aber wenn man sie dreymal des Jahres abhauen wird, so ist es ganz natürlich, daß man alsdenn sie wieder düngen müsse. Aber an Orten, wo der Dünger nicht im Ueberfluß vorhanden ist, würde es schädlich seyn, ihn andern Lande wegzunehmen. Man ist folglich auf ein Mittel bedacht gewesen, sich sonst zu helfen, und man hat gefunden, daß die kleinen Zweige

und

und Blätter von den Erlen, wenn man sie im Herbst sammlet, und vier oder fünf Zoll hoch auf das mit Nesseln besäete oder bepflanzte Land streuet, und darauf verfaulen läßt, die gleiche Wirkung thun, wie der Viehmist. In Ermanglung der Erlen können jedes andre Laub, und alle andre Zweige, insonderheit die von Tannen und Ginst, so wie auch altes Stroh, dieselbigen Dienste thun. Man bedeckt die Nesselpflanzungen alle drey Jahre mit Erlenlaub und Zweigen. In den andern Jahren kann man darzu andre Zweige, als von Wacholder, von Fichten, von Tannen, und altes Stroh gebrauchen. Auf diese Weise werden ohne andern Dung die Pflanzungen sehr wohl fortkommen.

Die von Saamen gezognen Nesseln sollen nur im zweyten Jahr abgehauen werden. Die von versetzten Wurzeln können im ersten Sommer nach ihrer Versetzung dreymal geschnitten werden, in der Mitte des Braachmonats, des Heumonats und des Augustmonats, und so immer in jedem folgenden Jahre. Man kann auch zu gleicher Zeit die selbst gewachsnen Nesseln einsammeln, die man bisher fast nirgendwo genützt hat.

Wenn man die Nesseln auf die obengedachte Weise gesammelt hat, so frißt sie das Vieh leicht und mit Lust, wenn man sie entweder anstatt des Heues unter dem Stroh mischt, oder wenn man sie mit warmen Wasser begießt, sie die Nacht über darinnen stehn läßt, des folgenden Tages dem Vieh diese Tränke giebt, welches eine braune Farbe, und so, wie die damit begossenen Nesseln, einen dem Vieh sehr angenehmen Geschmack bekömmt. Alle Arten von Vieh lieben die Nesseln, wenn man sie nur zur rechten Zeit einsammelt.

Die Kühe, denen man viel Nesseln zu fressen giebt, geben Milch im Ueberfluß, diese Milch giebt viel Rohm.

Die daraus verfertigte Butter hat einen angenehmen Geschmack, und bekömmt mitten im Winter eine eben so gelbe Farbe, als im Sommer. Das mit Nesseln genährte Vieh ist sehr gesund, wird fett, nimmt am Fleische zu, ist keinen Krankheiten unterworfen, und die Erfahrung hat bewiesen, daß es niemals von den Seuchen angegriffen worden.

Das Vieh frißt die Nesseln nicht gern. Das ist von den freywillig gewachsenen Nesseln wahr, wenn man sie bis im Herbstmonate stehn läßt. Sie werden alsdann zu rauh, und mit Würmern, Ungeziefern und Spinnen bedeckt. Es ist natürlich, daß alsdann das Vieh einen Widerwillen ob einer solchen Nahrung verspüren, und sogar, daß sie ihm schädlich seyn soll. Das nemliche geschieht mit allen andern Pflanzen. Wenn man sie zu lange stehn läßt, so frißt sie das Vieh nicht mehr gern, indem sie ihren Geschmack und ihre Kraft verloren haben. Wenn man sie aber zu rechter Zeit sammlet, so frißt das Vieh sie gern, und befindet sich wohl dabey.

Die Nesseln sind eine purgirende Pflanze, sie können also das Vieh zuvieler Feuchtigkeiten berauben und es mager machen.

Eine beständige Erfahrung hat das Gegentheil bewiesen, und gezeigt, daß in gewissen Gegenden von Schweden, wo man seit Menschengedenken das Vieh mit dieser Pflanzung genährt hat, dasselbe sich dabey wohl befunden habe, daß in diesen Gegenden das Vieh niemals von Krankheiten angegriffen worden sey, nicht einmal vom Durchlaufe, welcher sich in andern Provinzen fast alle Jahr äußert.

1) Man

1) Man kann zu diesem Baue alle steinigte und bergigte Boden gebrauchen, die sonst untauglich sind, und sie zu vortreflichen Weiden für das Vieh machen.

2) Jeder Morgen giebt nach den gemachten Erfahrungen achtzehn Fuhren Futter.

3) Diese Pflanze dauert die Kälte und die schlimme Witterung aus; sie kömmt immer wieder von den Wurzeln, und man braucht sie nicht mehr als einmal zu säen oder zu setzen.

4) Sie kömmt in allen Jahren gleich gut, und ist keiner Unfruchtbarkeit unterworfen, wenn man nur darauf siehet, daß der Boden nicht zu sehr von dem Vieh zertreten werde, weil dieses den Wurzeln schaden würde.

5) Der Dung, den man zu diesen Pflanzungen gebraucht, wird andern Gewächsen nicht entzogen, und dieses giebt den Nesseln einen Vorzug von den übrigen künstlichen Grasarten.

6) Der Gebrauch der Nesseln giebt sogar Hofnung, das Vieh vor verschiednen Krankheiten zu verwahren. In dieser Absicht haben viele schwedische Landwirthe seit langem die Nesseln gebraucht, obwol die meisten, von Vorurtheilen eingenommen, sie als ein schädliches Unkraut ansehen.

Wenn also der große Nutzen der Nesseln bekannt gemacht, und aus der Dunkelheit gezogen wird, wenn wolgesinnte Personen Hand ans Werk gelegt haben, um sich durch die Erfahrung von dem Bau und von den Vortheilen dieser Pflanze zu belehren, so scheint jeder kluge Landwirth durch seine Pflicht aufgefordert, sich auf diesem Bau zu legen, welcher weder die Mühe noch die Unkosten andrer künstlichen Wiesen erheischt, und deren Ertrag in allen Rücksichten so nützlich ist. Sie giebt ein

ein Futter, das gesünder ist, als das beste Heu. Sie wird dem Futtermangel vorbiegen, der sich so oft in dem Königreiche äußert. Sie verwahrt wider die Seuche, und derjenige, welcher, nachdem er diese Nachricht gelesen haben wird, sich noch weigern wird, Nesseln zu pflanzen, soll sich nicht mehr weder über den Mangel an Futter, noch über die Viehseuche beklagen, weil die Vorsehung uns Mittel gegeben hat, ihnen zuvorzukommen, und weil es durch die Erfahrung erwiesen ist, daß alles Vieh, welches mit dieser Pflanze ernähret worden ist, von keiner Krankheit befallen, und von keiner Seuche angesteckt worden ist.

VII.

Anekdoten.

Karl XII. hielt den alten Graf Meyerfeld, welcher zur Vollziehung seiner Heyrath nach Stockholm reisen wollte, von einem Tage zum andern auf, unter dem Vorwande, daß er ihm Briefe an seine Schwester, der Prinzeßin Ulrika Eleonora, mitgeben wollte; an deren Statt er, nach langem Warten, ein Papier erhielt, worauf der König einen mit Hörnern gezierten Kopf gekritzelt hatte, welches er ihm lächelnd zustellte, und dazu sagte: Dieses wäre seine Abfertigung. Es hat indessen die Prophezeyung sich nicht bestätigt, indem die Gräfinn Meyerfeld, ob sie gleich, als sie sich vermählte, noch sehr jung war, dennoch jederzeit den Ruhm einer sehr tugendhaften Dame behauptet hat, und erst vor Kurzem gestorben ist.

Ein Reisender besuchte **Voltairens** Schloß zu **Ferney**, und wurde sehr gut empfangen. Dieß gefiel ihm so wohl, daß er den andern Tag zu erkennen gab, er sey entschlossen, sechs Wochen an einem so vortreflichen Orte zu bleiben. „Sie wollen, antwortete ihm lächend der berühmte Dichter, es nicht wie Don Quichotte machen; der hielt die Wirthshäuser für Schlösser, und Sie halten die Schlösser für Wirthshäuser.“

Herr Duclos, Sekretair der französischen Akademie, badete sich in der Seine, als eine junge, hübsche Dame, die spatzieren fuhr, von ihrem Kutscher nah' am Ufer umgeworfen wurde. Der Phaeton lag das unterste zu oberst gekehrt, die Dame auf der einen Seite im Koth, die Bedienten auf der andern. **Herr Duclos** sprang sogleich aus dem Wasser, und kam ihr, so wie er war, in naturalibus zu Hülfe. Die junge Dame war darüber nicht wenig verlegen, aber er, ohne sich's merken zu lassen, bot ihr die Hand, und bat nur tausendmal um Vergebung, „daß er keine Handschuhe anhabe.“

Lafontaine wollte gern die Köpfe der alten Philosophen in Bronze besitzen, und ließ daran arbeiten. Eines Tages kam er zur Frau von Sabliere, und Kummer und Unmuth saß auf seinem Gesichte. „Ach! welch' ein Unglück, Madame, rief er, welch' ein Unglück!“ Man frug, man erkundigte sich, was ihm begegnet sey, umsonst; endlich drang man so sehr in ihm, daß er sein Stillschweigen brechen mußte. „Sie wissen, Madam, sagte er, daß unsre Philosophen im Ofen staken; alles ging nach Wunsch — aber heute! denken Sie nur! Sokrates ist geborsten; nun ist alles aus!“

Das

Das Leichenbegängniß des Cromwell kostete 100000 Thaler. Man trank allein für 35000 Thaler Wein von allen Sorten.

Der Aldermann Bober, ein alter Wollüstling, der sonderlich dem andern Geschlechte sehr gewogen war, wurde einmal in seinem Bette von einem seiner Freunde, einem Parlamentsgliede, überrascht, den zwar seine Bedienten, unter dem Vorwande, daß der Aldermann sehr heftige Podagraschmerzen habe, abgewiesen hatten, der aber, weil die Sache keinen Aufschub litte, demungeachtet in das Zimmer seines Freundes gedrungen war. Er merkte an den sorgfältig zugezognen Vorhängen des Bettes, und der Bestürzung des Aldermanns, daß hier ein Geheimniß verborgen seyn müsse, und als er seine Augen überall herumwandern ließ, so entdeckte er einen allerliebsten kleinen Frauenzimmerschuh unter dem Bette. „Ich freue mich, redete er hierauf seinen Freund an, daß Sie sich besser befinden, als man Sie mir beschrieben hatte.“ — „Ach, erwiederte Bober, ich stehe gewaltig viel an meinen Füßen aus.“ — „Das wundert mich nicht, antwortete jener, da Sie so enge Schuhe tragen,“ und zugleich überreichte er ihm den aufgehobnen Damenschuh. Der Aldermann mußte lachen, gab seinem Freund Recht, und versprach ihm, sich inskünftige weitere machen zu lassen.

Der große Conde besuchte einen Besessenen in Bourgogne, von dem damals viel Lärm's war. Er zog etwas aus seiner Tasche, that als ob es ein Reliquienkästchen wäre, und legte es, in der Hand behaltend, auf den Kopf des Besessenen, der sogleich tausend Ausschweifungen zu begehn anfing. Hierauf zog der Prinz seine Hand zurück, und wies ihm, daß die angebliche Reliquie weiter nichts, als seine Uhr gewesen wäre. Der Besessene, der

sich

sich so angeführt sah, wollte auf den Prinzen losfallen: aber dieser zeigte ihm seinen Stock, und sagte: „Herr Teufel, wenn du mir zu nahe kommst, so will ich dich durchprügeln, daß dir die Lust vergehn soll.“ Diese Drohung erschreckte den Herrn Teufel so sehr, daß er sich gern still und ruhig verhielt.

VIII.
Briefe.

(ungedruckte. *)

I.

Schreiben des Herrn von Voltaire an die Gräfinn von Vidampierre.

Madame!

Ich befürchte, Ihre Adresse verloren zu haben, aber nie werde ich das Andenken der Gütigkeiten, womit Sie mich beehren, und der edlen Gesinnungen verlieren, die ich in Ihrem Briefe bewunderte. Ich bin wegen der Sache des ... nun außer Sorgen, da Sie ihn beschützen: Sie stammen aus einem Blute, dem die schönen Wissenschaften und die Philosophie ewig verbunden seyn werden... Es scheint, daß die Zeiten der Anitusse vorüber sind; und niemand wird mehr dazu beytragen, daß die gesunde Vernunft emporkomme, als Sie,

*) Die Uebersetzung.

Sie, Madam, denn wie man mir sagt, so schmücken Sie sie mit allen den Grazien aus, die sie ihres Sieges versichern können. Die Menschen werden nur von Meinungen regiert, und diese Meinungen hängen von der kleinen Zahl Personen ab, die Ihnen gleichen. Die Reize und die Stärke des Geistes dieser Personen lenken das Publikum, ohne daß dieses es beynahe gewahr wird. Ich behaupte, daß drey oder vier Damen, wie Sie, hinlänglich sind, um eine Nation besser und liebenswürdiger zu machen. Ich fühle, wie viele Gewalt Ihr Brief über mich haben würde, wenn man in meinem Alter noch einer Reform fähig wäre.

Ferney den 15. May 1776.

Der alte Kranke von Ferney.

2.

Antwort der Gräfinn.

Ihr lieber Brief hat auf mich dieselbe Wirkung gemacht, die das erste Billet-doux Ludwig XIV. auf die berufene Maintenon hervorbrachte; ihre Bescheidenheit verschwand, und sie glaubte sich nun würdig des Thrones. Sie schwatzen mir von Ihrem Alter; aber wenn man Ihr Genie und Ihre Seele hat, so hat man kein Alter. Der Verfasser des Mahomets, der Histoire générale und der Henriade, ist immer in seinem Frühlinge. Ich nur werde älter, indem ich diese Schriften der Unsterblichkeit lese. Wir tauschen alsdann die Rollen: ich bin Tithon, und Sie sind Aurore..........

Die letzte Unterredung, die ich zu Paris mit unserm verehrungswürdigen Philosophen gehalten habe, betraf

traf ganz allein den großen Mann zu Ferney. Er weinte vor Rührung bey der Erinnrung Ihrer Wohlthaten. Es war nichts Studirtes in seiner Dankbarkeit, und sie war deswegen nicht weniger erhaben ... Ich für meine Person, habe noch ein besonderes Interesse dabey, Ihnen mein Herz in seinen Angelegenheiten zu öfnen. Ich bin so stolz, mir zu schmeicheln, daß Sie mich mit noch einer Antwort beehren werden. Was wollen Sie machen? Ich gleiche hierin den jungen Mädchen auf Otaheite, die so viel Vergnügen dabey finden, ihre Jungferschaft zu verlieren, daß sie sie gern alle Tage noch einmal verlieren möchten.

Nancy den 30. May 1776.

3.

Schreiben des jetzigen Königs von Schweden an den Herrn Sedaine.

Herr Sedaine! ich habe wieder mit eben dem Vergnügen, eben dem Antheil Ihr Drama, Maillard, gelesen, das Sie mir geschickt haben. Die patriotischen Grundsätze, von denen es voll ist, können nicht anders, als die auf das lebhafteste rühren, die wissen, was das Wort, Vaterland, sagen will; besonders aber die, welche das Ihrige so nah dem beweinenswürdigen Zustande sahn, worinn sich Frankreich zu den Zeiten des Maillard und Karl des V. befand. Die schrecklichen und pathetischen Gemälde in Ihrem Stücke von den bürgerlichen Unruhen müssen auf sie die größte Wirkung hervorbringen. Die heroische Tugend des Maillard, die der Treulosigkeit seines Rivals entgegengesetzt ist, hat meine Seele erhoben, und mir alle das Vergnügen gemacht, das

ich von einem Trauerspiele erwarte. Diesen Eindruck machte Ihr Stück schon auf mich, als ich es das erstemal zu Paris lesen hörte, und es hat ihn seitdem immer hervorgebracht. Ich habe meinem Gesandten befohlen, Ihnen zu bezeigen, wie sehr es mich freut, daß Sie mir Ihr Manuscript haben schicken wollen. Ich bitte Gott, mein Herr Sedaine, daß er Sie in seine heilige Obhut nehme.

Stockholm den 28. November 1775.

Gustav.

4.

Schreiben der Madame Caminer an Herrn Mercier.

Sie werden Sich nicht wundern, mein Herr, einen Brief von einer Person zu empfangen, die Sie nicht kennen, wenn ich Ihnen sage, daß es diejenige ist, die Sie unter allen am meisten schätzt. Dies sind meine Ansprüche, mein Herr, und sollten sie mir nicht ein Recht geben können, Ihnen zu bezeigen, wie sehr ich Ihre Talente bewundre? Ich würde mich jedoch dieses Rechts nicht mit so vieler Freyheit bedient haben, wenn nicht damit noch ein andres verbunden gewesen wäre, nemlich selbst Ihnen zu melden, daß ich es wagte, Ihren Deserteur, dies Meisterstück von Plan und Empfindung, in unsre Sprache zu übersetzen, und daß der Beyfall, womit man Sie beehrt hat, und wovon unsre Schauspielsäle dreyundzwanzig Tage hintereinander ertönt haben, die Belohnung meiner Arbeit gewesen sind, die einzige, die ich verlangte, und die ich mir zum voraus versprechen konnte. Zwar habe ich den Tod des Deserteurs weglassen müssen, worauf doch eigentlich der Plan des ganzen Stücks hinausläuft, allein dieß

dieß raubt Ihnen nichts von Ihren Lobsprüchen, und klagt allein uns Welsche an. Ich habe mir schon oft das Vergnügen gemacht, die Empfindsamkeit meiner Landsleute, durch andre Stücke von dieser Art zu proben, die ich ihnen in der Uebersetzung lieferte, allein ich habe nur zu sehr durch andre Beyspiele einsehn gelernt, daß sie an ein trauriges schwarzes Ende zu gewöhnen, ein zu schweres Unternehmen sey, und daß man nur nach und nach sich schmeicheln darf, ihnen diesen Abscheu zu benehmen. Verzeihen Sie mir also, mein Herr, eine Freyheit, wozu ich wider meinen Willen gezwungen war, und die ich dadurch wieder gut zu machen suchen werde, daß ich meine Uebersetzung ganz, und Ihrem vortreflichen Original völlig getreu abdrucken lasse. Darf ich Sie um Ihre übrige Arbeiten bitten, die mir Herr von Blackford hat kennen lehren, und worunter eins sonderlich, Jenneval oder der französische Barnevelt, bereits seit langer Zeit der Gegenstand meiner Nachforschungen ist? Sie sind bis jetzt fruchtlos gewesen, allein ich hoffe, sie sollen es nicht länger mehr seyn, sobald Sie erfahren, daß Sie Sich allen Italiener verbinden, wenn Sie ihnen so schöne Geschenke machen. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

IX.

Biographie.

**) Le Kain.

Heinrich Ludwig Le Kain starb den 8. Februar dieses Jahrs an einem Entzündungsfieber, das so schnell über-

überhand nahm, daß man die Nachricht von seiner Krankheit und die von seinem Tode fast zu gleicher Zeit erfuhr. Er war 49 Jahr alt. Er bestieg das Theater zum erstenmal 1751. in der Rolle des **Titus**, im Trauerspiele **Brutus**, und betrat es zum letztenmal in der **Adelaide du Guesclin**. Die ersten Versuche und die letzten Anstrengungen seines Talents gehörten also dem **Herr von Voltaire**. Es schien, als hätte die Natur den pathetischesten Schauspieler für den tragischesten der Dichter hervorgebracht, und zu eben der Zeit, als **Herr von Voltaire** dem Trauerspiel einen Grad von Stärke gab, den es vor ihm nicht gehabt hatte, fand auch dieser eben so glückliche als außerordentliche Mann einen Akteur, der die Kunst der Deklamation zu einer Höhe von Energie und Wärme trieb, wie sie vorher unbekannt gewesen war, und wie man sie vielleicht nicht wiedersehn wird. Jenes tiefe Gefühl des Trauerspiels, jener so frappante Ausdruck von allen Leidenschaften, dessen Wahrheit nie die Angemessenheiten der Kunst oder die Würde der Bühne überschritt, war das vorzügliche Talent des Schauspielers, den Paris jetzt beweint, der Grund zu allen seinen Triumphen, und selbst Personen, die das alte französische Theater noch kennen, gestehn, daß niemand mit ihm hierinn verglichen werden kann. Es hatte diese gleich glücklich und gleich seltne Empfindsamkeit nöthig, um alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihm in dem Anfange seiner Laufbahn entgegen stellten, und das zu ersetzen, was ihm von der Seite der äußerlichen Vortheile und den natürlichen Gaben abging. Man warf ihm, wenn er auftrat, die Fehler seiner Gestalt und Stimme vor, und hier kam Kunst und Arbeit ihm zu Hülfe. Er gewöhnte sich, seiner Gesichtsbildung und seinen Zügen einen lebhaften und marquirten Ausdruck zu geben, der das Unangenehme darinn verschwinden machte. Er wußte sein von Natur etwas

schwer=

schwerfälliges Organ zu zähmen, und es zu jener Leichtigkeit im Sprechen zu gewöhnen, die in ruhigen, gemäßigten Augenblicken der Aktion nöthig ist: denn sobald es seine Rolle verstattete, wurde seine Stimme, indem er in Leidenschaft gerieth, interessant, und ihr Ton der unglücklichen Liebe, der Rache, der Eifersucht, der Wuth, der Verzweiflung, drang bis in das Innere des Herzens: es war kein trockenes Geschrey, kein widriges Geheule, es waren Töne der Klage, wie sie der Schmerz in seiner Heftigkeit auspreßt, Seufzer, wie die, die man mit so vieler Rührung noch von ihm im **Vendome** gehört hat, wenn er sagte:

Vous avez mis la mort dans ce cœur outragé!

Nur Er kannte alle diese große Wirkungen, und so gelang es ihm, nicht allein die Fehler seines Gesichts vergessen zu machen, sondern auch eine solche Täuschung hervorzubringen, daß nichts gewöhnlicher war, als Frauenzimmer, wenn sie ihn als **Orosmann** oder **Tancrede** sahn, ausrufen zu hören: **Wie schön er ist!** Ein Ausruf, der ihnen Ehre machte, und der beweiset, daß in den Augen von Frauenzimmern, die den Werth der Liebe kennen, die wahre Schönheit der Mannsperson nur in der Empfindsamkeit seiner Seele besteht, und daß der schönste unter allen derjenige ist, der recht zu lieben weiß.

Gleich im Anfange, und lange vorher, ehe er diese Vollkommenheit, die mühsame Frucht der Zeit und des Studiums, erlangt hatte, warfen die unwiderstehbaren Eindrücke seines Spiels die Bemühungen des Hasses und Neides zu Boden, und triumphirten über die Hindernisse alle, die man ihm in Weg stellte. Man weiß, daß sein Debüt, das 17 Monate dauerte, eben so mühsam als glänzend war. Da ihn der Beyfall desjenigen

Theils des Publikums unterstützte, das nur seines Vergnügens wegen ins Schauspiel kommt, und alle Langeweile haßt, so fand er sich im Stand, den Schutz des Parterre den Cabalen der Coulissen, den Intriguen zu Versailles, und selbst dem Widerwillen und den Kritiken der ersten Ranglogen entgegenzusetzen. Jedermann sprach übel von dem neuen Akteur, und jedermann eilte, ihn zu sehn, und sobald er erschien, nahm das Händegeklatsche kein Ende. Erst nachdem er bey Hofe die Rolle des Orosmann gespielt hatte, ward der Befehl zu seiner Aufnahme ausgefertigt. Er verdankte sie dem Beyfalle Ludwigs XV. Man hatte sich alle Mühe gegeben, diesen Herrn, der einen sehr richtigen Geist, und guten natürlichen Geschmack besaß, wider ihn einzunehmen. Nach geendigter Vorstellung wunderte er sich, daß man so schlecht von diesem Akteur rede. Er hat mich weinen gemacht, sagte er, mich, der ich selten weine! Auf diese Worte des Königs ward er angenommen.

Daß er frühzeitig dem ersten Instinkt des Talents, das ihm fürs Theater bestimmte, nachgab, daß er, um sich seiner herrschenden Neigung zu überlassen, dem geehrten und einträglichen Gewerbe seiner Vorfahren entsagte, daran war Herr von Voltaire schuld, der ihn dazu aufmunterte, und es ist eine Verbindlichkeit mehr, die wir diesem großen Mann verdanken. Freilich war es ein Glück, daß die Natur dem Dichter, ein für ihn so kostbares Talent darbot, allein es blieb noch immer Verdienst genug auf seiner Seite, es in seinem Keim zu entdecken. Der Verfasser der Zaire hatte in seinem Hause, rue traversière, ein Theater, wo er zuweilen seine Stücke zur Probe vorstellen ließ. Einer, Namens Mandron, ein Tapezierer, der gern Trauerspiele spielte, brachte den jungen Le Kain mit zum Herrn von Voltaire.

taire. Dieser vortrefliche Richter enthüllte gar bald das wahre Talent unter allen den Fehlern der Unerfahrenheit. Er gab ihm häufigen Unterricht, und um sich seines Fortgangs noch mehr zu versichern, ließ er ihn in seinem Hause wohnen. Nie war ein Akteur in einer erlauchtern Schule, und nie gerieth eine Lehre besser. Der junge Schüler spielte hintereinander vor seinem Meister Seide und Mahomet. Herr von Voltaire versicherte öfters, daß einer von den Augenblicken, wo man für die Zukunft die größte Idee von seinem Zögling bekommen mußte, der war, wie er im fünften Akt des Mahomets jene erhabnen Worte aussprach: Il est donc des remords! Le Kain selbst gestand, daß er damals eine so glückliche und wahre Empfindung gehabt hätte, die ihm seitdem nie wieder so gelungen wäre. Bald darauf betrat er das große französische Theater, und die Rolle des Seide war eine von den ersten, die er spielte, und auch eine von denen, die ihm am besten glückten.

Er liebte seine Kunst so sehr, als man liebe kann, und wendete alles auf sie; Zeit, Fleiß, Geld, nichts wurde gespart. Er ist der erste gewesen, der das wahre Costume im Anzuge beobachtet hat. Er zeichnete seine Kleider selber, und entzog sich alles gern, um nur der Theatergarderobbe die Kosten ersparen zu helfen, und das zu einer Zeit, wo sein Gehalt noch sehr mittelmäßig war. Ihm und Mamsell Clarion verdankt man die Einführung des Costume auf der französischen Bühne.

Ueberzeugt, daß das Talent den Eifer im Dienst nicht ausschließt, und daß dieser Eifer selbst das Talent noch zu erheben dient, spielte Le Kain in einem Zeitraume von vierzehn Tagen, die angreifendsten und mühsamsten Rollen dreymal die Woche zu Paris, und ein-

mal zu Versailles. Diese Arbeit hielt ihn nicht ab, auch noch kleine Rollen im Schauspiel zu übernehmen, wenn er sich nöthig glaubte. Man hat Le Kain den Gifflot in den trois cousines, und einen von den Porteurs in den précieuses ridicules machen sehn. Zwar erlaubte ihm seine geschwächte Gesundheit, die letzten zehn Jahre her, nicht mehr, so fortzuarbeiten. Seine Rollen griffen ihn mehr oder weniger nach dem Maas des Gefühls an, das er hineinlegte. Sein Ausdruck war nicht blos die Wirkung der Organen, es war die Marter einer tieferschütterten Seele, die innerlich noch mehr ausstand, als sie äußerlich zeigte; sein Geschrey, seine Thränen waren wirkliche Leiden; das finstre und schreckliche Feuer seiner Blicke; der große Zug auf seiner Stirne; die Zusammenziehung aller seiner Muskeln; das Beben der Lippen; alles verrieth ein Herz, das zu voll war, das einer Ausschüttung bedurfte, und das sich ausschüttete, ohne sich zu erleichtern. Man hörte den Aufruhr des innern Sturms, und wenn er das Theater verließ, so sah man ihn, wie die Pythia des Alterthums, noch von dem Gott besessen, der in seiner Brust gewütet hatte. Er brauchte einige Zeit, um zu sich selber zu kommen, alle die Schreckbilder zu entfernen, und sich von dem Eindruck des Trauerspiels loszureißen.

Und doch wachte er, mitten unter dieser so vollkommnen Täuschung, über alle die Nebendinge, die er auf der Bühne um sich her nöthig hatte, und ließ kein einziges aus der Acht. An jenes coup d'œil gewöhnt, das alles lenkt, vergaß er die Kunst nicht, indem er sich selbst vergaß. Die Theatergehülfen, die Machinisten, die Wachen, gehorchten seiner Stimme; und wer hat jemals die Scene besser ausgefüllt? Wer hat mit mehrerem Adel die verschiednen Stellungen der Hoheit, der Drohung, des

Stol-

Stolzes, zu zeichnen gewußt? Wer hat die Wirkung der theatralischen Perspektive besser genutzt, als Er!

Ein anhaltendes und tiefnachdedachtes Studium nährte und befestigte seine große Talente, die er nach funfzehn Jahren bis zur wunderbarsten Vollkommenheit fortführte. Er bearbeitete unaufhörlich seine Rollen, und hatte in den Wissenschaften und der Geschichte, die auf seine Kunst sich beziehende Kenntnisse geschöpft. Er liebte die Dichtkunst, und nie hat man ihn Verse verstümmeln oder verunstalten sehn, wie so viele andre thun, die nicht überlegen, wie schimpflich eine solche Unwissenheit für Menschen ist, deren Handwerk es mit sich bringt, beständig Verse herzusagen. Er war auch weit von dem nur zu gemeinen Irrthum entfernt, der einige Schauspieler überredt, daß man die Details vernachläßigen muß, um das Ganze gelten zu machen, und den Dichter zerfleischen, um das Stück gut zu spielen. Nichts ging in seinem Spiele verloren, und Melpomene brauchte keine Vorwürfe unter die Ausdrücke ihrer Dankbarkeit zu mischen.

Voll von den Meisterstücken der französischen Genies, gab es wenig Schauspielstücke, wo er nicht jeden Augenblick zwey oder drey Rollen hätte spielen können. Man hat ihn den Chatillon in der Zaire, den Theramene in Phädon, und den Pirithous in der Ariadne machen sehn: Beyspiele, die man denen nicht genug einschärfen kann, die aus einer übelverstandnen Eitelkeit sich weigern würden, zum Besten eines Stücks oder aus Gefälligkeit für den Autor eine Rolle anzunehmen, die nicht in ihr angewiesenes Fach gehört, als ob man von seinem Talente was verlöre, wenn man einen Augenblick dieser Gefälligkeit nachgäbe.

Le Kain war in Gesellschaft sehr simpel: seine Unterhaltung war voller Verstand, und seine Beurtheilung tref-

treffend, selbst bey Dingen, die nicht in sein Studium einschlugen. Ein richtiger Verstand war der Karakter seines Geistes; es mischte sich manchmal etwas Munterkeit darunter, aber größtentheils spürte man an ihm die Schwermuth, die der Grund und die Nahrung jener Leidenschaften ist, die er in eben der Stärke empfand, mit der er sie zu schildern wußte.

Man gestand ihm gern in der Welt den Grad von Achtung zu, den man der Größe seiner Talente schuldig war, die alles um ihn her veredelte, und die Vorurtheile zu schweigen zwang. Ein schlechter oder mittelmäßiger Schauspieler ist nur Schauspieler, aber ein Mann, wie **Le Kain, Garrick, Brockmann,** ein Akteur von dem Range ist ein großer Künstler.

Ein Kriegsmann stieß eines Tages gegen **Le Kain** die verächtlichsten und schimpflichsten Reden wider die Schauspieler aus, sprach von ihren Besoldungen, ihren Glücksumständen, den reichlichen Belohnungen, die ihrer erwarteten, unterdessen daß er, ein Soldat, nach langen und beschwerlichen Diensten, sich mit einer elenden Pension abspeisen lassen müßte. **Le Kain,** der ihn ruhig hatte ausreden lassen, gab die eben so edle als vernünftige Antwort darauf: **Wie, mein Herr, rechnen Sie für nichts das Recht, das Sie zu haben glauben, mir das alles ins Gesicht sagen zu dürfen?**

Die französische Bühne hat einen sehr empfindlichen Verlust gemacht. Diese für das Trauerspiel und jedes hohe, tiefe Gefühl, geschafne Seele, wird sobald nicht wieder kommen. **Voltaire** wird fragen; **wo ist Vendome, wo ist Tancrede?** und das Publikum wird antworten: **wo ist Le Kain?**

Es

Es ist zu Paris gebräuchlich, die nächstfolgenden Vorstellungen zwischen den beyden Stücken anzusagen. Dauverval erschien dazu. Das Parterr, das an diesem Tage noch nicht wußte, ob Le Kain todt oder lebendig sey, schrie einmüthig: „Was macht Le Kain?" Dauverval kündigte das nächste Stück an, und wie er kaum geendigt hatte, wiederholte das Parterr: „Was macht Le Kain?" — Dauverval trat vor, und sagte: „Leider, er ist todt!" — „Schlimm genug! Schlimm genug!" war das allgemeine Geschrey, und eine traurige Stille im ganzen Hause folgte nach. Es war der schuldige Tribut des Schmerzens, den das Publikum dem gefühlten Verluste seines Lieblings bezahlte.

X.

Theatralische Nachrichten.

1.

Deutsche.

(ungedruckt.)

Berlin. Herr Brockmann hat hier den Hamlet mit der Trefflichkeit, der Wahrheit, und Einsicht gespielt, die das Gerücht von diesem Schauspieler, und dieser seiner Meisterrolle, schon längst verbreitete. Auch war der Beyfall allgemein, und nur Ein Ruf: er ist des Vaterlands Garrick! Er hat sich noch in mehrern Rollen, als den Tellheim, den Hauptmann Abslut ꝛc. als großer Schauspieler gezeigt. Chodowiecky hat ihn in zwey Kupfer-

blättern, zur hiesigen Litteratur- und Theaterzeitung, einmal, wenn er bey der Mutter ist, und den Geist sieht, und das zweytemal, in dem Gespräche mit der Ophelia; „In ein Nonnenkloster geh!“ mit Chodowieckischer Stärke gestochen, und Abramson eine Medaille auf ihn geschlagen, die erste, deren sich das Deutsche Schauspiel rühmt. Von noch einem treflichen Hamletspieler, Herrn Böck auf dem Hoftheater zu Gotha, werden wir die Leser im Juni nach der Schilderung unterhalten, die davon im Reichspostreuter durch einen Unbekannten gegeben worden ist.

Königsberg. So beliebt und vorzüglich sich die Schuchsche Gesellschaft bey Lebzeiten des alten Schuch seit ihrer Stiftung von 1741 bey jedem Theaterfreunde erhielt; weil er bemühet war, außer guten Schauspielern und Tänzern, eine jede Klasse von Zuschauer im vollkommensten Grade, mit nicht uneben gewählten Stücken zu befriedigen, so viel Hofnung zu Erhaltung dieses Ruhms sein Sohn Franz, der nach seinem Tode die Direktion übernahm: so sehr ist indessen der Ruhm und der Beyfall dieser alten Gesellschaft seit acht Jahren gefallen. Die üble Haushaltung des Franz Schuch veranlaßte nach seinem Tode den Ausbruch eines Konkurses, der indessen durch mitleidiges Gefühl der Schuchschen Gläubiger zwar gestopft ward, doch aber Ursach zu dem jetzigen Verfall gewesen seyn mag. Es war natürlich, daß die Bedürfnisse der Gesellschaft eingeschränkt werden mußten. Hinfolglich verlor der Zuschauer unendlich. Seit 1771 kehrte die Schuchsche Gesellschaft aus Schlesien wieder zurück. Sie erhielt anfänglich Beyfall, weil sie aus vielen Personen bestand,

stand, die Stücke folglich mit ziemlich guter Wahl besetzt werden konnten, und mit einigen Ballets versehn waren, die, wenn sie schon kaum eine Kopie der bey dieser Gesellschaft ehemals gegebnen Ballets waren, doch die Leere ausfüllten, und Abwechslung gewährten. Die Hoffnung, in dieser verjüngten Gesellschaft die Vollkommenheit der vorigen wieder aufleben zu sehn, dauerte indessen nicht lange; indem allgemach einer nach dem andern von den Akteurs abging, die schlechten mit dem Ausscheiden anfingen, und ihnen zuletzt die guten nachfolgten. Man hatte sich schon an das richtige Spiel und den, dem Vortrage gemäß, modificirten Ausdruck eines gewissen **Strödels** gewöhnt, welcher, außer einer natürlichen unreinen Stimme und angewöhnter gebognen Stellung, den Liebhaber und die prinzlichen Rollen, auch in Operetten die obersten Personen mit ziemlichen Beyfall spielte, und der Vollkommenheit nahe war. Auf einmal vermißte man indessen ihn mit seiner Frau, die die vornehmste Opernsängerin war, und sich in der Gräfin Orsina hervorgethan hatte, indem sie den Schuchschen Theater abdankten, und sich zum Rigaschen verfügten. Bald darauf hörten alle Ballette auf, indem der Balletmeister **Starcke** dem **Strödelschen** Beyspiel folgte; und würde, wenn nicht die damalige **Springerin**, nachher verstorbne **Ackermann**, durch ihr natürliches Spiel in unschuldigen Rollen, als z. B. in der Person der Clary, der jungen Indianerinn, der Eugenie sich die Herzen der Zuschauer eigen gemacht, Herr **Schmidt** nicht durch seine jederzeit passende Aktion und richtige Deklamation Aufmerksamkeit unterhalten hätte, vielleicht der Schauplatz immer leer geblieben seyn. Im Jahr 1773 erhielt indessen die Gesellschaft

durch die Ankunft des Herrn **Barzanti**, nebst der nachher in Elbing verstorbenen Madam **Merschy** einen sehr guten Zuwachs. Beyde versorgten das Publikum mit guten Ballets, die, im Grunde genommen, freylich wohl schon bey der Anwesenheit der Döbbelinschen Truppe im Jahr 1770 gesehen waren, jedoch aber gefielen, weil sie Veränderung verschafften, und man der beständigen Wiederholung des Scheerenschleifers, Freyers, stummen Schönheit und Herzog Michel überdrüßig war. Herr **Barzanti** that sich überdem in komischen Rollen, besonders in Operetten, hervor, und Madam **Merschy** vergnügte das Publikum außerhalb der Ballets mit einer guten Vorstellung einer zweyten Geliebten, wobey sie noch den Operetten durch eine sanfte Stimme mehr Beyfall gab. Endlich mußte, zum Leidwesen aller Theaterfreunde, die Madam **Ackermann** im Jahr 1774 sterben, welcher im Jahr 1775 Madam **Merschy** nachfolgte. Beyde unentbehrliche Rollen blieben bis jetzt unbesetzt. Indessen hatte sich seit 1773 die jetzt verehligte Madam **Stegemann**, geborne **Lintzen**, welche anfänglich blos für Ballette und Tanz sich zu bestimmen schien, und nur dann und wann in kleinen unbedeutenden Nebenrollen, als Gretchen in der Jagd, oder Rose in die Werber auftrat, auf das komische und tragische Spiel, und selbst die Operetten in der Stille gelegt. Sie überraschte auf einmal 1774 in der Rolle der Louise im Deserteur den Zuschauer, der vorher nicht gedacht hatte, daß diese Gesellschaft aus ihren eignen Mitteln sich wieder aushelfen würde. Sie allein mußte daher auch nach dem Tode der **Ackermannin** alle ihre Rollen mit übernehmen, und war, bis zu der Zeit, da sie mit ihrem Mann nach dem sächsischgothaischen Theater

ater ging, diejenige Person, welche die erste Geliebte spielte, tagtäglich im Hauptstück und Nachspiel Rollen übernehmen mußte, und nebenan auch im Ballet tanzte.

Noch hatte im Jahr 1773 durch das Engagement des Herrn Stegemann und Ackermann die Gesellschaft einen nicht geringen Vortheil erhalten. Was sonst Herr Schilpach das Komische übertrieb, wußte Herr Stegemann zu lindern, und wurde daher sein Verdienst um das Theater nicht minder groß, wie sein Verdienst um die Musik. Sein musikalisches Genie lieferte verschiedne Operetten, worinn er zum Theil selbst Rollen übernahm, und konnte die Gesellschaft daher zwiefach auf Beyfall und Ruhm rechnen. Herr Ackermann wählte hauptsächlich Opern zu seinem Hauptfach, nebenan kopirte er Herrn Schmidt, dessen Rollen er auch, in des letztern einjährigen Abwesenheit, übernahm, mit viel Eigenliebe und großes Geschrey aber durchspielte. Herr Barzanti fand vor gut, nach dem Tode der Madam Merschy nach Warschau zu gehn. Wiederum mußte also das Schuchsche Theater die Ballette aufgeben, um so mehr, als der zweyte Tänzer, Herr Schilpach nebst seiner Frau, die jetzo manche Rollen, wie z. E. Clary im Deserteur, ziemlich vollkommen spielte, vom Theater abging. Endlich langte Herr Voltini, nebst Frau und Bruder von der Wäserschen Truppe an, übernahm die Ballette, lieferte aber bloße einförmige Tänze unter großen Titel, ohne zu bedenken, daß das Wesentliche eines Ballets in Geschichte besteht. Den Abgang des Herrn und Madam Stegemann hat ein gewisser Wenzel nebst seiner Frau ersetzt, Anfänger, die noch nicht einst Hofnung geben können.

Es muß sich also der Zuschauer damit begnügen, daß er, wie schon aus Nothdurft geschehen, künftig Madame Schuch wider alle Natur in der Rolle der Louise oder Fräulein Goschenbach in die abgedankten Officier, der Sophie im Hausvater, der Eleonore in der stummen Schönheit u. d. mit ihrem Alter nicht übereinkommenden Rollen zum Mißvergnügen sieht, weil ihre Schwägerin, wegen starker Affektation gar nicht gefällt, eine gewisse Wernerin ihrer theaterwidrigen Larve und Körper halber keine Geliebtinnen, wohl aber alte Mütter zur Noth abperoriret, ihre Tochter noch zu jung ist, und eine gewisse Siegenstin blos ein wenig regelmäßig tanzet, Mad. Ackermann aber, ihrer Jugend ungeachtet, zu sehr Anfängerin ist, als daß sie eine solche Ausflucht wagen könnte und dörfte.

Riga und Petersburg. (Raisonnirendes Verzeichniß einiger daselbst aufgeführten Stücke.) Der Ball, vom Schauspieler Müller in Wien. — Soll eine Satyre auf die Burlesken seyn, unter die es doch selbst gehört. In Wien mags zu seiner Zeit nützlich gewesen seyn; Satyre und Karaktere waren dort passend. Aber in Riga, wo man Hanswurst und Burlesken nicht mehr kennt, hätte man dieses Stück nicht wählen sollen. Auch zeigte sich dies bey der Vorstellung. Herr Sauerweid hatte die Ehre, sich als Graf Laps in einen Hanswurst zu verkleiden. Da er den Wolfspelz abwarf, und in der Maske hervorsprang, bewillkommte ihn das Parterre mit einem klatschenden Beifall; aber 's schwieg mausestille bey der bald drauf folgenden Satyre auf die Liebhaber dieses Narren.

Die Komödie aus dem Stegreife. Auch dieses Stück bewies, wie sehr lokale Umstände den

Ton

Ton der Aufführung bestimmen müssen. Herr Hübler, der den Liebhaber machte, wollte diese Rolle durchaus parodierend machen. In Leipzig ging dies an, wo man die kleinen tespischen Dorftruppen aus dem Reiche mit ihrer Sprache und Unschicklichkeiten nachäffen, sie vielleicht bessern konnte. Aber in Riga ward er mißverstanden, und man wußte nicht, wem die Parodie galt.

Der gutherzige Murrkopf, von Goldoni; eine Nachahmung des alten Bramble in Klinkers Reisen. Es gefiel. Herr Engelmeyer machte den Murrkopf vortreflich.

Der Edelknabe, von Engel. Wie sehr hat mich hier Herr Gantner, ein sonst so guter Schauspieler, geärgert. Da stund er vom Ruhebette auf, nicht der warme, wohlthätige, freundliche, verständige, menschenfreundliche Fürst in Jagdkleidern. — Der alte Akteur Gantner wars; in einem alten Schlafrocke, einer alten, schmutzigen, zerzausten Perucke, den Tags vorher aufgeführten Murrkopf nachahmend; und wie viele feine Schönheiten er entwischen lies! — Zuletzt, um dies Stück — verzeihs ihm, Göttin der feinen Gefühle! — im Tumulte zu schließen, eine ganze, vortrefliche Scene wegzulassen, die ich fast hersagen möchte, von den Worten an: gehen Sie, Madam, und sehen Sie, wo Ihr Kind bleibt, u. s. w. — Naserümpfen und Hohngelächter dem Verstümmler einer der schönsten Geburten unsrer Schauspielmuse! — Den Knaben machte Mademoiselle Mendin, und die Mutter Madam Hindebergin, beyde sehr gut. Herr Maier, als Kapitain, Herr Wilkhausen, als Fähndrich, Herr Hindeberg, als Direktor, waren nicht an ihren Stellen.

Der Deserteur, eine Operette. Herr **Hübler** und seine **Frau**; Herr **Strödel** und seine **Frau**; Herr **Maier** (Rudolf); Herr Sauerweid (Lukas) — alles war an seiner Stelle, und spielte vortreflich.

Der Westindier, ein Lustspiel von Kumberland. Herr **Gantner**, den Stockwell gut. Madam **Sauerweid** machte die Lady Rusport vortreflich, wie sie überhaupt alte Buhlerinnen sehr gut spielt; Herr **Hindeberg** den Kapitain Dudley meisterhaft, und mit anständiger Würde. Herr **Engelmeier** den Major, ganz im wahren Ton eines alten harten Kriegsmannes; wir haben ihn schon, als Korporal in der Minna, als den tüchtigsten Mann für diese Art Rollen kennen gelernt. Herr **Sauerweid** den Westindier unverbesserlich. Seine erste Erscheinung, Ton der Stimme, Gang, Kleidung, alles entsprach seiner Rolle vortreflich. Rasch, weder auf seine böse noch gute Handlungen sehr achtsam, hitzig vor der Stirne, aber eben so bald wieder besänftigt. War es in andern Rollen Verdienst, heftige Ausbrüche der Leidenschaft durch sein Spiel vorzubereiten; so war es hier charakteristisch, schnell von einem aufs andre überzugehen, nirgends anhaltend Theil zu nehmen. Alles erfüllte Herr **Sauerweid**; soviel Natur legte er in sein Spiel, daß es selbst seinen Bekannten schwer ward, ihren schwermüthigen, phlegmatischen Freund wiederzuerkennen.

Emilia Galotti, ein Trauerspiel von Leßing. Blatt und Eichel der Bühne, die auf diesem Probierstein ächt befunden wird! — Im Ganzen übertraf die Vorstellung unsre Erwartung. Herr **Strödel** spielte den Prinzen meistens gut; oft nicht frey, nicht warm genug. Im ersten Monolog that er

uns nicht Gnüge. Der Anfang dieses Meisterstücks will durchaus vom Spiel des Akteurs unterstützt und gehoben seyn. Wenn dieser nicht unter den abgerissenen Reden, unter den auf die Handlung des Stücks sich nicht beziehenden Geschäften überall die Leidenschaft, die ihn beunruhigt, die Liebe, die, ohne sein Wissen, seine ganze Seele erfüllt hat, durchschimmern läßt; wenn ihm der Zuschauer nicht anmerkt, seine Gedanken seyn bey Emilien, so wird sein Spiel nicht aufmerksam machen; der Zuschauer nimmt nur insofern Antheil dran, als es Handlung ist; aber ihn schaudert nicht für die wachsende Leidenschaft. Herr Strödel wußte zu wenig die Meisterzüge des Dichters zu nutzen: Eine Emilia: — aber eine Emilia Burneschi u. s. w. — Erhöheter Ton der Stimme, oder Verzuckung der Mine will es hier nicht machen. — Herr **Gantner** den Maler Konti, etwas schielend. Statt Würde des Künstlers, der sich seiner Größe bewußt ist, verkleinerte er durch sein Spiel den Prinzen. Auch Herrn Strödels war ein Theil des Fehlers. — Herr **Sauerweid** den Marinelli sehr gut. Unvergleichlich traf er den Ton des Hofmanns, der freymüthig scheinen will, wenn in seinem Herzen Arglist lodert. Wie er sich selbst und andern das Gefühl seiner Kleinheit zu entreißen sucht. Die zehnte Scene des zweiten Aufzugs ward meisterhaft gespielt. Bey der ersten Vorstellung verdarb die Madam **Hindebergin**, die die Gräfin Orsina völlig im unrechten Lichte vorstellte, in etwas sein Spiel. Im dritten Auftritt des vierten Aufzuges bey dem schauervollen Gelächter der Gräfin lachte das Parterre laut mit; so schielend war das Spiel der Madame **Hindebergin**. Statt der verliebten, wütenden, vor

 Liebe

Liebe wahnsinnigen, sich unterdrückt und verachtfühlenden Gräfin, wars eine jetzt rasende, jetzt sich lustigmachende Dame. Aber sie fühlte bald den ganzen Schimpf dieses unzeitigen Gelächters, und besserte ihr Spiel bey der nächsten Vorstellung. Herr Höseberg den alten Odoardo unvergleichlich. Die drey meisterhaften Monologen, und seine steigende Wuth; alles meisterhaft. **Emilia**; wir dürfen nur die Madam **Hüblerin** nennen; sie that der strengsten Kritik Gnüge. — Aber daß die Madam **Engelmeyern** durch Ton, Anstand, Kälte, da sie die Tochter hat, und Grenadiergeschrey, da sie sie verloren hatte, die schöne Rolle der Mutter verdarb, — das vergeben ihr die Grazien, die dies Stück für schlechte Spieler bewahren.

Dresden. Das hiesige Deutsche Theater, von deren Mitgliedern man in der Litteratur- und Theaterzeitung eine sehr unterhaltende Karakteristik findet, und das Anfangs durch den Unwillen einiger Schauspieler über die **Bondinische**, und nicht Kurfürstliche, Direktion, einen Stoß zu befürchten schien, befindet sich alleweile in dem besten Zustande, und erwartet an Herrn **Schütz** aus **Hamburg** wieder einen so treflichen Schauspieler, als **Reinicke** ist, der größtentheils die Direktion besorgt, und der auch als **Hamlet** allgemein gefiel.

Dessau. Das vierte Stück des Theaterjournals giebt uns einen sehr wohlgeschriebnen Aufsatz über das hiesige Privattheater, das zu Aktricen Damen aus der Stadt, und zu Akteurs verschiedne Herren in Bedienung, und Lehrer am Philantropin hat. Wir empfehlen jeden, diesen interessanten Aufsatz zu lesen, und führen nur daraus an, daß **Mamsell Niedhard**

hard auf jedem Theater als große Aktrice und Sängerin auftreten könnte. Es sind ihr auch bereits von vielen Orten verschiedne vortheilhafte Anerbietungen gemacht worden, die sie aber alle ausgeschlagen hat.

2.
Ausländische.

Paris. Sedaine hat im italienischen Schauspielhause ein Lustspiel mit Gesängen, in drey Akten, Felix ou l'enfant trouvé, aufführen lassen, wo die Musik von Monsigny ist. Es kömmt eine Scene darinn vor, die in Deutscher Sprache seyn soll, aber eigentlich ein Deutsches Kauderwelsch ist. Der Beyfall war sehr mittelmäßig, ohngeachtet einige Freunde des Verfassers dieses Singspiel nächst dem Deserteur setzen.

Neron, Bayard, Vendome, Tancrede, lauter Rollen von Le Kain, haben die Bewunderung von Paris auf sich gezogen. Roland, die Musik von Piccini, die Umarbeitung von Marmontel, setzt die Gluckisten, Lullisten rc. in Bewegung; die erste Vorstellung war sehr tumultarisch. Ein vermischtes Geschrey von Bravo Piccini! und Paix donc-la, Paix! das es unmöglich war, nur den fünften Theil zu verstehn.

London. Der Barbier von Sevilien des Beaumarchais ist unter dem Titel: the Barber of Seville, or the school for Raker auf das Haymarket-Theater gebracht worden. Da der englische Uebersetzer sich mit diesem Stück dieselbe Freyheit genommen hatte, die sich unsre heutigen deut-

schen Uebersetzer mit ihren Originalen nehmen, nur mit dem Unterschiede, daß die Verbesserungen der letztern oft zu jener ihrer Vervollkommung gereichen, so hat das Parterr, das davon nicht unterrichtet war, die schlechte Aufnahme des Stücks geradezu auf die Rechnung des **Beaumarchais** geschoben, und wundert sich, wie man eine Posse, wie diese, auf die französische Bühne hätte bringen können. Die Auftritte sind durcheinander geworfen, in drey geschnitten, die Namen verändert, (z. E. **Figar** heißt hier Lazarillo) und weil der Graf nicht recht die Zeit hat, sich am Ende des zweyten Akts umzukleiden, so hat Herr **Colmann** ein Matrosenballet angehängt, das dem Zuschauer verkündigt, der Graf Almavira müsse sich anziehn.

Der **Sturm**, von **Shakespear**, ist kürzlich wieder auf dem Drurylane-Theater aufgeführt worden: Miß **Field**, eine junge Aktrice von vieler Hofnung, glänzte darinn als Ariel. Die neue Farte, All the world'sa Page, mißfiel gänzlich. Wir erinnern uns, bereits in den ersten Gothaischen Theaterkalendern, die Ankündigung einer Umarbeitung des Sturm's für die Deutsche Bühne gelesen zu haben, warum verzieht sie?

Mustapha und Zeangir, ein Trauerspiel von Champfort, erhält in Paris denselben Beyfall, den es zu Versailles beym Hof davongetragen. Wie weit Herr Champfort dem **Weißischen** Mustapha und Zeangir bestohlen oder genutzet, überlassen wir den Kunstrichtern.

Florenz. Seit einiger Zeit stellt man auf der Bühne del Cocomero, ein komisches Drama, il Curioso indis-

indiscretto, vor, wozu Herr Anfoßi die Musik verfertigte. Die erste Sängerin, Sgra. Marianna Santoro behauptet darinn den großen Ruhm, den sie sich erworben hat.

Livorno. Das Trauerspiel des Herrn de Gamerra, il comte D. Fernand d'Herrera, hat auf der hiesigen Bühne denselben Beyfall erhalten, den es auf die übrigen welschen Theatern davon trug. Der Zulauf war außerordentlich.

XI.

Kunstnachrichten.

1.

Deutschland.

Herr Chodowiecky hat dieses Jahr vier Kalender mit seinen Kupferstichen geziert, den Berliner, den Göttinger, den Gothaischen und Lauenburgischen. Unter diesen zeichnen sich der Göttinger und Gothaische am vorzüglichsten aus. Der erste ist im schildernden Geschmack, und voll herrlicher Karakteristiken: der zweyte enthält die Geschichte des Pastor Groß, aus Hermes Roman, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen; Leben und Ausdruck herrscht durch alle zwölf Blättter.

Wien. Durch unterschiedliche Versuche in musaischen Arbeiten ist man nun dahin gekommen, daß man auch

allhier eine Art von Musaik zu verfertigen im Stande ist, welche lange schon bey den Florentinern üblich war, und unter dem Namen Scagenola bekannt ist. Sie besteht in marmorartigen Platten, worin verschiedne Blumen, Einfassungen, Naturalien, Plane, Vögel und Spiele eingetragen werden. Diese Platten, welche bey weitem nicht so schwer sind, als die wahren Marmorplatten, sind für allerley Arten Tische zu gebrauchen; und da ihre Größe, so wie auch ihre Gestalt, nach Belieben bestimmt, und die Farben nach den Tapeten der Zimmer eingerichtet werden können; so verspricht man sich von einem hohen Publikum Beyfall und Unterstützung. Der wichtigste Vortheil leuchtet für sich in die Augen, und besteht hierinn, daß man einer schon alten und abgenutzten Platte durch Abziehen das Ansehn einer ganz neuen wieder schaffen kann. Bereits fertige Tische und Platten kann jedermann im Starhembergischen Freyhaus auf der Wieden die erste Treppe hinauf über dem Töpfer sehen: indem sich des Töpfers Wohnung sogleich beym Eintritt in das Haus verräth, oder leicht zu erfragen ist; können sich Liebhaber bey demselben wegen des Orts näher erkundigen. Ohne weitere Erinnerung sieht man leicht ein, da diese Arbeit ungleich leichter ist, als jene der ächten und eigentlichen Musaik; so sind auch die fertigen Platten, oder die ein Liebhaber nach seinem Geschmack bestimmen wollte, um sehr billige Preise zu haben.

2.

Frankreich.

Le repos, 14 Zoll hoch, 10 Zoll breit, von Bervic nach dem Originalgemälde des Lepicie gestochen. Ein Greis, dessen Haupt auf eine von seinen Händen ge-

gestützt liegt. Neben ihm schläft sein Kind. Die beyden Figuren, sonderlich der Kopf des Greises, haben Studium, und das Ganze ist mit Einsicht gezeichnet.

Le gateau des Rois, von Flipart nach dem Originalgemälde des Greuse.

Honni soit qui mal y voit, 15 Zoll hoch, 10½ Zoll breit, von Hubert nach Careme gestochen. Ein junger Mensch hält auf seinen Knien einen Korb mit Kirschen, und an den ausgestreckten Zeigefinger zwey an ihren zusammengewachsenen Stielen hängende Kirschen. Es ist der Pendant zu dem Stiche Honni soit qui mal y pense.

Le chemin de la fortune, 17 Zoll hoch, 14 Zoll breit, von Voyez=Major nach dem Originalgemälde des Boudouin. Eine Mutter stellt ihre junge Tochter einem Balletmeister vor. Dieser scheint über das Bein der angehenden Tänzerinn ganz entzückt, und sie ist nunmehr schon so gut als angenommen. Ein Musikus, der vor einem Flügel steht, scheint auch der neuen Schülerinn Terpsicorens seinen Beyfall zuzuwinken.

Les couseuses, 21 Zoll breit, 17 Zoll hoch, von Beauvarlet nach Guido. Gehört unter die vorzüglichsten Beauvarletschen Stiche.

Mademoiselle Hemery hat eine Folge von Kupferstichen, auf Röthel=Zeichnungsart, herausgegeben. Vier Platten mit verschiednen Köpfen; zwey alte Männerköpfe; ein Kopf eines jungen Mädchens nach Greuze; ein Kopf von Sankt Michael, nach Guido; der Lehrer und sein Schüler; ein schlafender Frauenzimmerkopf.

La recompense inattendue, les plaisirs nocturnes: zwey Stiche, 10 Zoll hoch, 7 Zoll breit, der Stich von Chevery, die Zeichnung von Momot. Die Gegenstände sind aus dem Ariost genommen.

XII.
Miscellanien.

I.
Freymuths Vertheidigung des verehe- ligten Soldatenstandes.

Wenn wahr ist, (woran ich noch keinen Augenblick gezweifelt habe) daß Bevölkerung mächtige Monarchen und große Fürsten macht; so kann ich gegen der mehresten Menschen Meynung die Verehlichung des Soldaten vertheidigen, und durch lebendige Exempel und eigene Erfahrung Beweis führen. An Menschen ist in Teutschland noch kein Ueberfluß, sonst würde nicht erschwert werden, Völker nach Amerika zu schicken, spürte man nicht damals bey uns merklich die schädliche Entvölkerung, als dieses Land mit der niedrigsten und geringsten Gattung unsrer dahin gegangenen Einwohner bevölkert wurde, damals schon konnte nicht Einhalt genug gethan werden, und wie wird es nach geendigtem Krieg aussehn, da in diesem so viele Menschen dort zu scheitern gehn, wieviel wird man wieder darauf setzen und verwenden, um es mit Einwohnern zu besetzen. Nach eines gewissen Schriftstellers Ausrechnung stirbt der dreissigste Theil Menschen alle Jahr auf dem Krankenbette im ganzen gerechnet, kaum werden wieder soviel geboren.

Hier sind blutige Kriege, Seuchen und Krankheiten, welche so viele auf einmal wegraffen, nicht gerechnet.

Wann die Menge Menschen bey großer Monarchen Armeen bey unsern Zeiten auf den höchsten Grad vermehret werden, unverehlicht bleiben, woher soll Bevölkerung entstehen?

Friedrich der Große weiß, für was es gut ist, dem Soldaten das Heyrathen nicht zu verwehren, in seinen Städten sind Soldatenweiber und Kinder die Beförderung und Anhülfe der Fabriken, sie haben keinen Mangel, und der König sowohl, als das Publikum, keinen Schaden an ihnen, mit dem Soldatensohn wird ein Bauersohn oder Handwerkspursch gespart, und so rekrutirt sich diese große Armee größtentheils in sich selbsten.

Der rechtschafne geheyrathete Soldat hält das Laster für seinen Feind, der ledige kann es neben dem allzuvielen Anlaß und Gelegenheit kaum vermeiden, er kommt außer Uebung aller Arbeit, im hohen Alter kann er sich mit keiner mehr ernähren, und wird zur Last.

Wo solche Anstalten sind, daß Soldatenweiber und Kinder Arbeit und Verdienst haben, welches doch jedem Herrn ohne seinen Schaden etwas Leichtes zu bewürken ist, da kann ich die Ursache nicht finden, warum man vor dem verehlichten Soldatenstand Abscheu haben solle.

2.

**) Schutzschrift für die Schwalben.

Es thut mir in der Seele weh, wenn ich die Hitze sehe, mit der einige Jäger, um ihre Geschicklichkeit im Schießen zu beweisen, diese Vögel ausrotten, die nicht allein ganz unschädlich, sondern selbst sehr nützlich sind.

Sie

Sie sind die geschwornen Feinde des Ungeziefers, und verzehren deren eine unsägliche Menge. Sie sind die Wohlthäter der Menschen, die ihnen ihre Wohlthat doch so schlecht vergelten, und reinigen die Saat, die Pflanzen und das Obst von einer Menge Schnacken, Fliegen, Raupen und anderm schädlichen Gewürme. Zu Navarra verbot ein Fürst aufs nachdrücklichste die Verfolgung der Schwalben, weil er fand, daß man blos ihnen den Vortheil zu danken hat, daselbst am Flusse spatzieren gehn zu können, ohne von den Schnacken gequält zu werden. Seit der Epoche dieses Verbots, betrachten die Schwalben das Schloß dieses Prinzen als ein Asyl, wohin sie sich zu vielen Tausenden begeben, und dem ganzen Canton Fruchtbarkeit und Sicherheit vor allen fliegenden Insekten mitbringen. Es ist ausgemacht, daß die Gestade der Flüsse, Bäche und anderer Gewässer, wo die Jäger ihre Geschicklichkeit an diesen gutthätigen Thieren üben, weit mehr von dem Ungezieser leiden müssen, und daß die benachbarten Pflanzgärten weniger fruchtbar, und die Früchte häufiger wurmstichig werden, kurz daß die Strafe dieser Grausamkeit auf dem Fuße nachfolgt.

Jacob Rousseau hat mit seiner gewöhnlichen Leutseeligkeit eben diese Vertheidigung schuldloser Geschöpfe kürzlich in einem französischem Blatte unternommen, und ich freue mich, mich darin an ihn anschließen zu können.

3.

Vom Nutzen der Tagebücher.

(Stettinischer Schauplatz.)

Das Tagebuch, dessen Nutzen ich eben beschreiben will, ist nicht das Journal des Kaufmanns, oder des Oeko-

Oekonomen, über Ausgabe und Einnahme, über die Abwechslungen der Witterung, und das Steigen und Fallen der Getreidepreise, auch nicht das Register des neugierigen Politikers, über die Veränderungen in der bürgerlichen Welt, sondern es ist eine tägliche Prüfung unsers Verhaltens, eine wahre ungeheuchelte Beschreibung alles dessen, was wir an jedem Tage unsers Lebens thun, und wie wir es thun, und eine genaue Aufzeichnung aller unsrer Begegnisse.

Ein solches Verzeichniß unsrer täglichen Handlungen und Begegnisse hat, außer andern wichtigen Vortheilen, einen so großen und mannichfaltigen moralischen Nutzen, daß ich es unsern Tugendlehrern nicht anders, als für einen Beweis ihrer armseligen Menschenkenntniß, anrechnen kann, wenn sie über diesen Punkt entweder gänzlich schweigen, oder ihn doch nur obenhin, und gleichsam im Vorbeygehn, behandeln. —

Da mir der Raum alle Weitläuftigkeit versagt, so will ich mich blos auf einen zweyfachen Nutzen des Tagebuchs einschränken, der schon wichtig genug ist, um es der Aufmerksamkeit aller Vernünftigen werth zu machen.

Der erste Nutzen ist dieser: Es lernt uns auf eine vorzügliche Weise unser eignes Herz kennen, und bringt uns eben dadurch von unsern Fehlern zurück. —

Wenn ohne Selbsterkenntniß keine Tugend statt findet, wenn sie der erste wesentliche Schritt zur Ausbesserung des Herzens ist. Wer wollte nicht schon von dieser Seite den Werth meiner Forderung anerkennen? Versehn mit der Gabe zu beobachten, und gerüstet mit dem kräftigen Vorsatz, täglich rechtschafner zu werden, (zwey wesentliche Erfordernisse zur Selbstprüfung) wie könnte ich anders, als die herrlichsten Früchte erwarten? Doch

wir

wir wollen die Gründe hören, woraus dieser erste Nutzen entsteht. Sobald ich mir ernstlich vorgenommen habe, an jedem Abend meines Lebens alle meine Handlungen und Begegnisse in ein Buch zu tragen, so dringt mir dieses schon eine angestrengte Aufmerksamkeit auf mein ganzes Verhalten ab. Ich leugne hiermit keinesweges, daß es möglich sey, auch wenn man diesen Vorsatz nicht hat, sich dennoch selbst beobachten zu können, nur nicht in dem Maaße, als es hier geschieht. Wer kennt nicht die Menge der Zerstreuungen und Zufälle, die unser Auge nur gar zu bald von uns abziehen, und auf sich heften? Ein einziger Anstoß übler Laune, eine Krankheit, ein unvermutheter Besuch, eine muntere Gesellschaft, eine Reise ist alsdenn schon vermögend, uns von unserm Vorhaben abzuführen, und die ganze Reihe unserer Selbstbeobachtungen zu unterbrechen. Aber wenn wir es uns einmal zu einem unverbrüchlichen Gesetz gemacht haben, uns selbst von unserm Thun und Lassen Rechenschaft zu geben, und dem Wege unsers Schicksals nachzuspüren, dann mögen wir uns befinden, wo wir wollen, zu Hause, oder auf Reisen, beym Gottesdienst, oder in Gesellschaft, beym Lombertisch, oder in der Arbeitsstube; unser Gemüth sey heiter oder trübe, unser Leib stark oder schwach; der prüfende Geist merkt ohn Unterlaß auf alles, was von außen und innen her auf ihn würkt, damit er es am Ende des Tages wieder aus dem Gedächtniß hervorrufen, und mit der Treue eines Geschichtschreibers niederschreiben könne. Hieraus folgt denn zweytens, daß nicht nur die Quellen oder Bewegungsgründe meiner Handlungen mit leichtrer Mühe aufgedeckt erscheinen müssen, sondern auch der Grad des Einflusses, den die Umstände, unter welchen sie sich zutrugen, auf sie gehabt haben, mit vieler Gewißheit erkannt werden könne. Um desto verständlicher und gemeinnütziger zu werden, so will ich diesen Punkt blos durch

durch Exempel aus meinem eigenen Tagebuch erläutern. Wer es kann, der tadle mich deswegen. Warum sollte ich nicht ein offenes Bekenntniß meiner Fehler ablegen, wenn ich die süße Beruhigung fühle, Gutes dadurch zu stiften?

Der 8te September 1776. — Ich war zu Nachmittag und Abend bey dem Herrn N... gebethen. Es war außer mir keiner, als ein Prediger und ein Kaufmann da. Der Spieltisch wurde gesetzt, und der Wirth forderte mich auf, eine Karte zu nennen. Was solls werden? frug ich. Quadrille, antwortete der Wirth. — „Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie l'Hombre spielten, ich bin ein schlechter Spieler." — Nach einigem Widerstreben setzte ich mich endlich, und wir spielten Quadrille. Es geschah, was ich heimlich befürchtet hatte. Aus Mangel der Uebung war es nothwendig, daß ich einen Fehler über den andern machte, und ich konnt' es meinen Mitspielern ansehen, wie sie diese Fehler auf Rechnung meines Verstandes brachten. Zwey davon gaben ihre Freude über meine Unwissenheit (oder vielmehr Dummheit, wie sie glaubten) durch ein lautes Gelächter zu erkennen, der dritte aber verbarg seinen Spott unter einer gewissen mitleidiglächelnden Mine, die mich beynahe außer aller Fassung brachte. Hier war meine Philosophie zu Ende. Meine Eigenliebe war verletzt, und ich war schwach genug, darüber mich in böse Laune bringen zu lassen. Mein Stolz fand indessen bald Mittel, sich heimlich an meinen Gesellschaftern zu rächen. Die Narren, dacht ich, die Fertigkeit ohne Uebung fordern! — Und gleichwol hätten sie doch auch so ganz unrecht nicht, wenn sie glaubten, daß die Gewinnsucht das stärkste Triebrad der Aufmerksamkeit und der Ueberlegung seyn müsse, weil sie es bey tausend Menschen würklich ist. Und woraus

sollten sie denn mich für den Einzigen unter den Tausenden erkennen, der das Widerspiel hält? Warum spielte ich mit Leuten, von denen ich gewiß war, daß sie mich an Geschicklichkeit weit übertroffen? Warum widerstand ich nicht den Bitten, und letzte das Spiel ganz von mir ab? Ich hätte ja dadurch keine Pflicht der Gesellschaft verletzt, weil die andern drey auch ohne mich würden gespielt haben? — Aber alsdann wär ich vielleicht in die schreckliche Langeweile versunken, denn mit der Frau des Hauses konnte ich mich nicht unterhalten, weil sie die Geschäfte der Küche besorgte. — Die Langeweile wäre mir so gefährlich nicht gewesen, als der Schade, der mir durch das Spiel zugewachsen ist. Zwar der Verlust des Geldes ist gering, nur einen Thaler; doch hätte ich nicht so leicht zehne verlieren können? — Vors erste habe ich, in Absicht auf wahre Ehre gegen mich selbst gesündigt. Ists nicht Pflicht, soviel als möglich, bey jederman eine gute Meynung von sich zu erhalten? Und doch gab ich der Gesellschaft Gelegenheit, mich wenigstens so lange, bis sie von dem Gegentheil überzeugt wird, für einen Dr[illegible]kopf zu halten? — Und dann, die üble Laune, in die ich mich dadurch setzte, — wenn sie nicht einen bösen Einfluß auf den Körper gehabt hat, so hat sie doch die Summe der unzufriednen Stunden meines Lebens vermehret. — Ich Thor, der ich die Frölichkeit und den gesunden Muth schon so lange studiert habe! —

Der 11te September 1774. (den Tag nachher aufgesetzt) Heut Abend war ich zur Hochzeit bey dem Kaufmann E.... Bey Tische kam ich bey ....l zu sitzen, ein Mann von sehr drolligter Laune, aber ein starker Trinker. Ich war ungemein frölichen Muths. ....l trank mir brav zu. Ich verließ mir auf meine Verdauungskraft, und that immer Bescheid. Wir scherzten und lachten

ten dergestalt, daß es bis zur Lustigkeit ausartete. — Ich fühlte noch nicht die Uebermacht des Weins, so daß ich mit meinem Nachbar vier Bouteillen ausleerte. Nun merkte ich allmählich, daß ich einen kleinen Rausch hatte, aber ich glaubte nichts weniger, als mich um den Gebrauch meiner Leibes- und Seelenkräfte getrunken zu haben. — Wir standen endlich vom Tische auf, und nun fühlte ich leider zu spät, was ich gemacht hatte. — Man bat mich, den Flügel zu spielen, aber es wollte mit den Fingern gar nicht fort. Ich versuchte zu tanzen, auch dies vermocht ich nicht ohne Verwirrung. Es ward Punsch gegeben, und dieser machte mich wieder etwas nüchtern, so, daß ich allein, und ohne zu taumeln, nach Hause kehren konnte.

Der 12te. Heut bin ich den ganzen Tag über krank gewesen, hab' aus Mangel der Kräfte die nöthigsten Arbeiten versäumen müssen. — Jetzt empfinde ich die Folgen meiner gestrigen Unmäßigkeit. — Gestern Abend war ich unfähig, den Quellen meiner Handlungen nachzuspüren, vielleicht kann ich jetzt. — Ich hätte weit weniger getrunken, wenn ich bey einem andern als ....l zu sitzen gekommen wäre; denn dieser forcirte mich dazu, aber auf eine sehr ungezwungne und scherzhafte Weise, so daß ich seine Absicht, mich unterm Tisch zu trinken, unmöglich errathen konnte. Auch war es ein ordentlicher Tag, ein Tag zu lauter Freuden bestimmt, es war Hochzeit. Die Weine waren köstlich, und reizten den Gaumen. Die Gesellschaft bestand mehrentheils aus bekannten und guten Freunden, die sich nichts übel nehmen, wenigstens war keiner da, dem ich wegen seines Standes eine strenge Zurückhaltung in meinen Sitten schuldig gewesen wäre. — Dieß alles sieht einer Entschuldigung sehr ähnlich. — Aber ich kannte doch gleichwol diesen

....l als einen Held im Trinken, und setzte mich bey ihm! Wie viele Ueberlegung gehörte dazu, um die Gefahr zu erkennen, in welche mich seine Nachbarschaft setzen würde? — Der Tag gab mir freylich ein Recht, die Freude einen Grad höher zu stimmen, und also auch ein Glas mehr zu trinken, als sonst, aber mich um den Gebrauch meiner Kräfte zu trinken, dazu giebt kein Tag in der Welt ein Recht. Hatte doch keiner in der ganzen Gesellschaft so über sein Maas getrunken, als ich. Und gleichwol hatten sie weder schlechtern Wein, noch auch geringern Anlaß zur Freude. — Ja, ja, guter Wilhelm, du bist strafwürdig, so sehr dich auch die Umstände zu entschuldigen scheinen. Die Quelle dieser That ist nicht rein. — Was anders, als eine außerordentliche Liebe zum Wein, und das abscheuliche Point d'honneur, recht viel vertragen zu können, verführte dich zu dieser dich so beschimpfenden und deinem Körper so nachtheiligen Handlung?

Der 15te Februar 1776. Des Morgens krigte ich von der Gräfin L... den Befehl, ihr um 10 Uhr aufzuwarten. Nun war ich wegen meines Friseurs in großer Verlegenheit, denn gewöhnlich kömmt er erst um eilf Uhr zu mir. Ich ließ ihn in der Eile bey vielen seiner Kunden aufsuchen, aber er war nirgends anzutreffen. Dieß machte mich im höchsten Grad ungeduldig, und brachte mich dergestalt auf, daß ich auf meiner Stube fluchte und tobte. Nach einem andern Friseur wollte ich nicht schicken, weil ich befürchtete, von keinem andern so gut gemacht zu werden, als von meinen eigenen. Endlich kam er. Ich schmälte gewaltig. Er schwieg eine ganze Weile, als wenn er sich würklich schuldig befunden hätte.

Nachdem ich aufgehört hatte, so konnte er endlich seinen verbissenen Unwillen nicht länger bergen. „Ich hätte nimmermehr geglaubt, daß Sie gegen einen Menschen so auffahren könnten, der Sie doch wider Willen beleidigt hat! Woher kount ichs denn wissen, daß Sie bey der Gräfin L... kommen sollten? Ich habe Sie immer für so sanftmüthig angesehn, aber“ — Dieser Vorwurf drang mir so sehr ans Herz, daß ich mir alle Gewalt anthun mußte, um ihn meine Uebereilung nicht förmlich wieder abzubitten. — Es war wohl so nothwendig nicht, die Gräfin zu sehn, und zu sprechen! Warum ließ ich mich nicht entschuldigen? — Ihre Ungnade? Freylich hatte ich keinen triftigen Grund zur Entschuldigung, und die Lügen hasse ich von ganzen Herzen. — Aber ich hätte doch nach einem andern Friseur schicken sollen, wenn ich auch weit schlechter accommodirt geworden wäre, als sonst. — Eitler, weibischer Mensch! um eine Frisur zu zürnen! unschuldigen Leuten aufn Leib zu rasen. —

Der 3te Juni 1771. Ich fuhr in einer großen Gesellschaft, worunter auch die Demoiselle Z... war, zu Wasser nach F... spazieren, das Mädchen zog mich an. Ich fühlte in F... alles, was Scherz und ofne Freundschaft gewähren kann; aber die Z... blieb immer die herrschende Empfindung in meiner Seele. — Selbst die lachende Natur war mir gleichgültig, wenn ich diesem Mädchen in das schalkhafte, feurige Auge sah. Ich fühlte mich, wenn ich bey ihr saß, wenn ich den süßen Ton ihrer Stimme hörte, wenn ich meine Hand um die ihre geschlungen hatte, so selig! — In der ganzen Gesellschaft herrschte frölicher Muth und komische Laune — Verzeihen Sie, meine Herren, fing der Prediger L... an, indem er ein Papier aus der Tasche zog, daß ich

mich dieses glücklichen Tages zu meinem Vortheil bedie-ne. Die Menschen sind bey keiner Stimmung der Seele so geschickt, wohlzuthun, als bey derjenigen, worin wir uns eben befinden. Eine arme, vater- und mutterlose Waise, von sehr guten Herkommen, und vorzüglichen Talenten hat sich meiner Vorsorge empfohlen. — Und nun las er uns eine Vorstellung von dem Schicksale dieses jungen Menschen vor, die sehr herzrührend war. Es wurden Beyträge gesammelt, und die meisten gaben einen oder zwey Thaler. Der Major S..., der Geheimerath W..., die mir gerade gegen über saßen, legte jeder einen Dukaten auf. — Ich bin begierig, zu sehen, wer unter allen das mitleidigste Herz besitzt, flüsterte die Z... mir ins Ohr. — Der Teller kam endlich auch bey mir. Ich hatte ohngefehr fünf oder sechs Thaler bey mir gesteckt, die schüttete ich ohne alle Zögerung und ungezählt auf, und ich glaube, ich hätte noch dreymal soviel gegeben, wenn ich mehr bey mir gehabt hätte. — Dieß erregte ... vielen Aufmerksamkeit, einige lobten mich sogar ganz laut. Mein Mädchen gab mir darüber einen Blick, in welchem mehr Lob war, als in der ganzen Rede des Plinius auf den Trajan — — Die Handlung selbst ist gut, aber wird sie auch noch so gut bleiben, wenn ich die Quelle derselben untersuche, und die Umstände wegnehme, die mich dazu bestimmten? Schwerlich! — Es ist wahr, ich würde diesem Verlassenen unter allen Umständen, auch selbst dann, wenn ich die Vorstellung von seinem Unglück ganz alleine auf meiner Stube gelesen hätte, etwas geschenkt haben; dieses verschaft meinem Herzen die beruhigende Freude. Aber vielleicht wäre es dann nicht einmal die Hälfte gewesen; — Jetzt war ich trunken von Freude, und der Affekt leidet keine Einwendungen, die die kältere Vernunft sonst dem besten Herzen zu machen pflegt. Ich nahm den

leisen Wink des Mädchens für einen Befehl an, und sahe den Triumph vorher, den ich mir in meinem Herzen dadurch erwarb — Auch war vielleicht die nahe Gegenwart des Geheimenraths und des Majors, an deren Achtung mir so viel gelegen ist, ein nicht ganz unbedeutendes Vehikulum zu dieser That. —

XIII.
Fragmente.

I.

Aus Mistreß Kindersley Briefen auf einer Reise nach Ostindien von 1764 bis 1768.

Was mich am herzlichsten (zu Santa-Cruz) verlangte zu sehen, das war ein Nonnenkloster. Ein Nonnenkloster, meynt ich, müßte ein reizender Ort seyn, wenigstens vom Ansehn. Dahin begeben sich die junge Schönen, entsagen den Freuden, den Sorgen und den Eitelkeiten der Welt. Sie verbringen ihre Tage in gottesfürchtiger Andacht, im Lobe ihres Schöpfers, in jungfräulicher Unschuld, ihren unverfälschten Witz üben sie an schönen und leichten Handarbeiten, und ruhen und erquicken sich in den schattigen Lauben ihrer paradisischen Gärten.

Da man wußte, daß sie auf alle Freuden des Lebens, die aus der Erfüllung zärtlicher Pflichten der Freund-

schaft und Liebe entspringen, Verzicht gethan haben, so war es politische Klugheit, darauf zu sinnen, ihren einsamen Aufenthalt so angenehm zu machen, daß er ihnen kein Kerker scheinen möchte.

Meine Einbildung dergestalt angefüllt, mit den Bildern von geräumigen Gärten, prächtigen Gebäuden und schönen Jungfräulein, wie schrecklich sahe ich mich betrogen, da ich die Gebäude armselig, schmutzig und eng, und die Nonnen alt und kümmerlich fand. Sie sprachen sehr höflich mit uns durch Gegitter, und schenkten uns ein paar unbedeutende Blumen von ihrem eignen Machwerk.

Wir fanden eine Engländerinn unter den Nonnen, die das Dollmetscheramt verrichtete, freylich nicht mit der größten Geschicklichkeit, weil sie ganz jung hieher gekommen, und nun schon alt geworden ist, ohne Gelegenheit zu haben, ihre Muttersprache zu üben, und solche also ziemlich vergessen hatte. — Sie wollte es nicht gesagt wissen, daß jemals eine Nonne ihr Klostergelübde bereuet haben könnte, und als einige von unsern Engländern ihr das nicht zu glauben schienen, sagte sie die merkwürdigen Worte: „Nein, nein, sie dürfen es nicht bereuen." Kurz sie gab sich für glücklich aus in ihren Umständen. Mit wie viel Aufrichtigkeit, mag ich nicht entscheiden.

Nach dem, was ich von ihr vernahm, ist wenig Unterschied unter der Lebensart einer Nonne, und eines jungen Mädchens in einer Pensionsschule; und die Aebtißin ist eine Art von Gouvernante. Sie sind gebunden, alles pünktlich auf den Glockenschlag zu verrichten, Aufstehn, Zubettegehn, Gebet, Mahlzeiten u. s. w. ihre Gesellschaft, womit sie eingesperrt leben, ist und bleibt dieselbe, sie sey ihnen gefällig oder zuwider; und das zwar mit dem trostlosen Bewustseyn, nichts könne sie scheiden, es sey denn der bittre Tod.

Das

Das Frauenzimmer auf Teneriffa führt das eingezogenste Leben, das man sich nur denken kann. Sehr selten kommen sie anders aus ihren Häusern, als zur Kirche, und selbst dahin wagt sich kein junges Mädchen anders, als in Begleitung eines bejahrten Frauenzimmers. Bey Tage geht keine aus, ohne Falje oder Schleyer. Diese Falje ist gerade dasselbe, als ob zwey Frauenzimmerröcke von schwarzen Serge aneinander genähet wären. Der eine dient als Oberrock, und der andre wird über den Kopf gezogen, daß also das Frauenzimmer ganz davon bedeckt ist, ausgenommen ein wenig über einem Auge, welches frey gelassen wird, damit sie doch wenigstens ihren Weg finden können.

Ungeachtet ihres eingezogenen Lebens aber sind doch die Sennora's auf Teneriffa von der angenehmsten Lebhaftigkeit, welches ihren Mangel an Schönheit reichlich ersetzt, und sie sehr lobenswürdig macht. Ihre lebhaften schwarzen Augen sind voll Ausdruck ihres Temperaments, die meisten haben langes schwarzes Haar, welches sie zusammenbinden, und im Zopf auf dem Rücken hängen lassen, ohne übrigen Kopfputz. Ihre Gesichtsfarbe ist ziemlich dunkel, und ihre Züge eben nicht einnehmend. — Ihre Kleidung besteht aus einem Corset und Rock, mit sehr steifen Schnürleibe, und dennoch sieht man keine Verwachsene darunter. Sie tragen Ohrringe, Armbänder und Halskreuze. Von Juwelen haben sie die Emeralden und orientalischen Perlen am liebsten. Sie parfümiren sich stark, und einige schminken sich auch.

Außer der erwehnten Verordnung die Nonnen betreffend, hat der König von Spanien noch eine herausgehn lassen, welche ebenfalls das weibliche Geschlecht angeht. Nemlich es soll sich in Madrid, sobald es dun-

kel geworden, kein Frauenzimmer mehr mit der Falje auf der Gasse finden lassen. Die Neigung zu Intriguen, wofür die Spanierin immer berühmt gewesen sind, hat diese Verordnung nöthig gemacht. Nun ist das hiesige Frauenzimmer zwar nicht unter diesem Gesetze begriffen, allein sie befolgen es dennoch als eine neue Mode, und tragen daher, wenn sie beym Mondenschein spatzieren gehn, (welches die eigentliche Zeit dazu ist) einen kleinen Mantel.

Wenn man durch die Gassen *) geht, sieht man Männer, Weiber und Kinder Haufenweise so unbeweglich als Bildsäulen vor den Thüren sitzen, und ihre Abneigung vor aller Bewegung geht so weit, daß wenn sie selbst oder ihre Kinder in Gefahr sind, überritten oder überfahren zu werden, sie so wenig selbst eher aus dem Wege rücken, oder eine Hand ausstrecken mögen, ihre Kinder zu sich zu ziehen, bis auf den Augenblick der größten Gefahr, und alsdann auch keinen Zoll breit weiter, als sie hoch nöthigerweise müssen, und das mit einer so verdrießlichen Miene, welche ganz deutlich beweiset, wie sehr es ihnen zuwider ist, Hand oder Fuß zu regen.

Müßige Ruhe ist ihr größtes Behagen, und über nichts können die Indianer sich mehr wundern, als wenn sie sehen, daß die Europäer Gefallen an Leibesbewegungen finden, und erstaunen, zu sehn, daß Leute spatzieren gehn, welche hübsch still sitzen könnten.

Ein vornehmer Muselmann, der zu einer Lustbarkeit bey einem Engländer eingeladen war, wobey auch getanzt wurde, sagte mit treuherzigen Ernste, er wundre sich sehr

*) Die V. schriebs in einer Stadt in Indostan. d. H.

sehr, wie sich die engländischen Damen und Herren selbst der Mühe unterziehen möchten, zu tanzen, da es ihnen doch gewiß nicht an Leuten fehlen könnte, die ihnen was vortanzten. Sie finden diese Anmerkung vielleicht sonderbar genug, aber sie war bey alledem so unnatürlich nicht, und wird demjenigen auch gar nicht wunderlich vorkommen, welcher täglich wahrnehmen kann, was für Wirkung das Clima thut.

Ich werde jezt von dem Lermen, was ein Fakir macht, belustigt und belästigt. Seine Mutter war unter einem großen Baume, nahe beym Walde dieser Festung im Bette des Ganges, begraben, und der andächtige Fakir that ein Gelübde, in seinem Leben die Stelle nicht zu verlassen. Sobald nur bekannt war, daß er diesen Entschluß gefaßt hätte, war er gar nicht mehr in Gefahr, zu verhungern, indem ihm das schwache Volk, welches ihn als einen Heiligen zu betrachten begann, alles Benöthigte zuschleppte. Er hatte sich noch nicht lange unter dem Baume aufgehalten, als die Regenzeit eintrat, und als der Fluß anwuchs, und bis zu ihm hinanstieg, war er gezwungen, auf den Baum zu klettern, und hier hält er sich, vermittelst eines kleinen Stückchen Bretts, daß er an die obersten Zweige befestigt hat, und auf welchem er sitzt, mit vieler Mühe über dem Wasser, und steht ohne Dach und Fach, und fast ohne Kleidung, alles Ungemach des schweren Regenwetters aus.

Es ist zum Erstaunen, mit welcher Entschlossenheit diese Fakirs die Gelübde halten, die sie einmal gethan haben. So wie die Gefahr sich vergrößert, so vergrössert sich ihr Ruhm. Er ist umringt mit Böten, die ihm Lebensmittel bringen, und mit solchen Leuten, die ent-

entweder ihre Neugierde befriedigen wollen, einen so heiligen Mann zu sehen, oder die sich seinem Gebete empfehlen wollen.

Selbst die schönsten unter dem mahumedanischen Frauenzimmer (in Indien) haben eine unangenehme Gesichtsfarbe. Die hellfarbigsten darunter sind mehr gelb, als weiß, durch jemehr Tinten sie sich vom Schwarzen entfernen, je höher schätzt man sie. Eine Schönheit, die bey ihnen einen hohen Werth hat, ist, langgespaltete [illegible]zen und lange Augenbraunen, welche übrigens fast allen natürlich sind, allein man scheidet doch den Mädchen, als jungen Kindern, oft die Haut aus den Augenwinkeln, damit sie länger werden, und mehr Raum zum Spielen bekommen sollen. Mau muß bekennen, daß sie mit ihren rollenden Augen zuweilen etwas mehr als schelmische Ueppigkeit ausdrücken. Das aber bey Seire gesetzt, so besitzt das morgenländische Frauenzimmer so viel [illegible]chönheit in seinen langen schwarzen Augen, Augbraunen und langen schwarzen Wimpern, daß sie nicht ihres gleichen haben würden, wenn sie dabey eine schöne roth und weiße durchscheinende Haut hätten.

Durchgängig fast sind sie klein und zart von Wuchs. Schiefe und Bucklichte kennt man gar [illegible]ht unter ihnen, und man [illegible], daß ihre schwarze Haut im Betasten ungemein sanft seyn soll.

Die Kleidung, welche nicht wie in Europa, nach dem, was man Mode nennt, einer ewigen Veråndrung unterworfen, sondern beståndig ist, besteht in ein Paar nicht sehr weiten langen Hosen, von Seiden- Gold- oder Silberstoff, eine Art von Oberkleid, **Jemden** genanut, meistentheils von feinen Mußelin mit Seide, Gold oder Silber gestickt. Die Jemden hat enge Ermel, die bis auf

auf die Handknöchel gehn, und das Leibchen ist so kurz, daß es kaum bis unter die Arme reicht, das Hemde ist weit, reichlich gefaltet, und hängt bis auf die Erde. Es ist eine ungemein leichte Kleidung, und deckt kaum die Blößen, das Klima erfordert aber alles, was kühl erhalten kann, und überdem kommen sie niemals mehr, als einem Mann vors Gesicht. Ihr langes schwarzes Haar ist über der Stirn gescheitelt, glatt und schlicht gekämmt, und hängt hinten nieder. Gemeiniglich werfen sie ein Stück Schawe oder Silberflor über sich, welches eine Art von Falje oder Mantel macht. Der Schmuck, den sie tragen, ist gemeiniglich sehr köstlich. Ihr Hals ist geziert mit langen Schnuren Perlen, die mit Rubinen, Emeralden u. s. w. unvermischt sind. Die Steine sind oft roh, und mit durchgebohrten Löchern, um sie wie Perlen aufzureihen. Sie haben auch gleichfalls gefaßte Juwelen, als Hals- und Armschmuck u. s. w. Die Einfassung ist durchgängig plump, und die Steine ein Gemisch von guten und schlechten; überdem verderben sie gar häufig die schönsten Diamanten dadurch, daß sie solche in flache Scherben spalten, ehe sie solche fassen. Ihre Ohrringe sind gemeiniglich ein Bündel bloßer Perlen, welches ungemein gut läßt. Sie tragen Ringe an den Fingern und Zehen, und eigentlich tragen nur die Weiber von den niedrigsten Stämmen Ringe in den Nasen.

Das morgenländische Frauenzimmer ist nicht so fremde in den Künsten, welche den Körper verschönern, sie waschen ihr Haar und Augbraunen mit einem Blatte, welches sie glänzendschwarz macht, und bedienen sich eines schwarzen Pulvers, welches sie mit einem kleinen Messer in die Augen bringen, es bleibt auf den untern Wimpern liegen, und macht, wie man sagt, die Augen

sehr

sehr lebhaft. Sie färben sich die Nägel an den Fingern und Zehen mit Roth, und mahlen sich die Flächen der Hände, und die Fußsohlen.

Ihr vornehmstes Thun und Lassen besteht im Baden, ihren Hucker zu schmauchen, und ihre Mädchen nach einer Art von Trommel tanzen zu sehen, welche andre Mädchen dazu schlagen. Denn eine Mannsperson darf nicht innerhalb der Mauern der Zanannahs kommen. Alles, was die Mädchen nicht verrichten können, ist das Geschäft der Verschnittenen.

Wenn die Frauen aus der Zanannah gehen, welches nur sehr selten geschicht, so sitzen sie in verdeckten Fuhrwerken, Hackries genannt, welche von Ochsen gezogen, und mit dichten Vorhängen vermacht werden, oder auch mit bedeckten Duhlies, ein Ding, das etwas ähnliches von einem Tragesessel hat, daß es unmöglich ist, die Person zu sehen, die darin sitzt, und höchstnöthig ist es, sich darin vorzusehn, denn die Eifersucht der Mahomedaner übersteigt alle Gränzen, und es möchte eine Frau, die sich von einen Fremden, besonders von einem Ungläubigen, sehen ließe, nichts geringeres kosten, als ihr Leben.

Das eingesperrte Leben kann für diese Weiber für kein Unglück gehalten werden, da sie beständig dazu gewöhnt sind, und darzu würde es sie bis zu dem allergeringsten Pöbel herabsetzen, wenn sie öffentlich erschienen. Manche darunter sind schon in ihrer Kindheit von ihren Eltern verheyrathet worden, und die meisten der übrigen sind schon als ganz jung gekauft, und in die Zanannahs gebracht, und auf diese Weise wissen sie von der Welt wenig mehr, als was sie um sich her sehen.

---

2. Aus

2.

Aus Adams erstem Erwachen, vom Maler Müller.

So lief ein Blick, ein Staunen mit dem ersten Tag dahin, die Sonne war bereits tief hinuntergesunken, im Feuerschimmer glühten nun ober mir die Zedern, die Gebürge rauchten um mich her, und brannten in Gluth aneinander, ich vergaß mich ganz an der Schönheit dieses herrlichen Schauspiels, jezt schien mir ein neues Leben aufzugehn, die Schöpfung um mich her stand umgewandelt in neuer Pracht. — Die Vögel flogen geröthet im Schimmer, ich fühlte selbst die Gluth auf meiner Stirne, als ich nun den Hügel hinunterging, wie Offenbarung der Zukunft lag um mich die Welt — ich wußte nicht, daß nun bald der Tag sich neige, Finsterniß über mir zum erstenmale hereinbreche — — Finsterniß war mir unbekannt.

Aber die Sonne ging unter, die Abendröthe schloß den niedern Himmel, leise Dämmerung sank über die Welt.

Da stand ich, es ward so anders um mich; Veränderung fühlt ich überall, die Meerungeheuer, die ans Ufer heraufkamen am Mittage, ihr Spiel unter den Erdthieren zu treiben, oder im Rohr zu schlafen, sammleten sich schon auf, ließen nun, den Sand mit ihren schweren Bäuchen furchend, sich wieder in die Fluten, und schwammen einsam davon. Nun regt sich alles Gethier der Erde, der Luft, die Vögel flogen nun alle auf, die Waldthiere versammleten sich, zogen Heerdenweise den kühlen Bächen zu, tanzen und badeten, verliefen sich nach und nach in die Gesträuche davon. Das sah ich all an, wußte nicht, wie

wie mir geschah. — Es dämmert stärker, es wird stiller um mich her, ich stand mit den Augen zum Himmel, fragend, wo ist hin die Sonne? das Licht der Welt? Ich sehe, fühls ja nicht mehr, wo ist hin die schöne, schöne Sonne? Traurig gab mein Herz Antwort: Geflohen ist die schöne Sonne, geflohen das Licht der Welt, geflohen die Freude des Menschen! — Und siehe, grau und braun besaumte Wolken der Nacht breiteten sich weit auseinander, überzogen den ganzen niedern Himmel. — Mir ahndet durch alle meine Nerven tiefe Veränderung, ich streckte den Hals aus mit emporgerichtetem Haupte, dem neuen Wunder zu begegnen. — Aber die Veränderung ging schneller, kühler stieß jezt der Wind vom Walde her, kälter immer der Himmel ward, und düstrer und stiller unter ihm die Erde, alles war weg. — Die Thiere des Feldes hatten sich schon verlaufen, sich schon zur Ruhe gelassen, alle Vögel der Luft, die Fische schlugen auf Fluten nicht mehr — immer schwerer und schwerer sank Nacht herunter, losch und verlosch aller Glanz der Dämmerung über mir gar — Schweigen fuhr nieder von den Gipfel der Berge, Trauer bedeckte die Hayne — da schlug laut mein Herz, da fragt ich in mir selbst, einsam stand ich, aber schwärzere Finsterniß umhüllte mich nun ganz, begrub mich nun ganz, begrub die Schöpfung um mich her — da war alles versunken dem Auge, dem Herzen, nur mein Ohr lebte noch, es faßte das Rascheln im Baume, des Stromes Fall, der Thiere fernen Tritt im Walde, das Gesäusel der Nachtvögel durch die Luft über mir — Was ist das? was soll das? — Jezt fuhren mir die feuchten Haare am Nacken — Angst überfiel meine Seele, in dieser schwarzen Nacht — Ach Herr, mein Gott, wie wird mir! Wende dein Licht, daß der Mann von Erde nicht in schwerer Finsterniß versinket.

Traurend saß ich nieder auf die Erde, und die Tropfen rollten jetzt über meine Wangen.

Die Finsterniß aber ward dichter, banger meine Seele — da weint ich über die versunkene Schöpfung, da weint ich, daß sie so schön war.

Soll sie denn so ganz wieder versinken? Ich auch wieder versinken mit ihr? — Ach Gott und Schöpfer! soll versinken Dein herrliches, schönes Werk?

Wilde Wogen umfassen, umschweben mich, verdrängen mich! — Wer war ich, ehe Du mich erweckt, o Gott mein Schöpfer! — schwerere Nacht lag auf mir, als jetzt, da ich noch zu Dir spreche!

Ach der schönen Schöpfung! soll die so ganz versinken, versink ich auch wieder dahin?

Du riefst mir ins Leben — wars nicht Liebe zu mir, nicht ewige Liebe von Dir?

Nein, Du kannst so mich nicht lassen wieder vergehn — Du hemmtest dann lange mein innres Wollen zu Dir, zögst mich nicht näher in Banden der Liebe, und Finsterniß wär mir dann lieber als Licht.

Auf Dich harre ich, Du hörst, fühlst mich im Dunkeln, Du bist allmächtig an Kraft zu schaffen mir neues Licht!

Ich hör, ich fühle schon Wehn vom Othem, der über mich ausgeht — ach heiliger, ewiger Gott! was siehet mein staunender Blick!

Und ich sahe nun auf, siehe hoch über mir am Himmel brachen alle Lichter hervor — Tausend und tausend in zahlloser Menge, wie Körner von des Säe-

manns Hand fallen, sanken die nun schaarweise über mir hin durch die Nacht — Sterne voll Schönheit und Liebe, die da brannten in seliger Klarheit und sandten in heiliger Ordnung ihre Strahlen über die Welt — Lange staunt ich h[illegible]auf, mich umfaßt seliges Schweigen, Taumel der Wonne, Glauben und Ruhe — Ach mit Einem Blick wie nahe da meinem Schöpfer! wie nahe dem Quell der Liebe, aus dem mir nun alles fleußt.

Liebes Weib — liebe Kinder, seht, ich walle nun gleich wieder im Erzehlen hinüber — Edens fromme, schauerhafte Gefühle umfassen mich noch einmal so ganz — schön ist die Klarheit der Nacht, lieblicher dann auf der Aue zu weilen, des Schöpfers Lob steigt einem, wie eine Flamme übers Herz empor, dann sich der Mund ergießet in frommen, lindernden Gesängen, dann alles um uns her Ruhe und Seligkeit wird.

Mit geöfneten Augen beschauete ich nun die ganze himmlische Pracht, damals sahe ich noch Sterne schimmern, die Ihr jetzt vergebens am Himmel sucht, den holden Paradiesstern, der mitten am Himmel voll reiner [illegible]schuld stand, o Eva! wir wissen es, wenn er sich verlor, [illegible] er mitleidig den Gefallenen nachblickte, dann auch imm[illegible] in Wolken sein trauerndes Antlitz verbarg. Auch sah ich jetzt Deinen Stern, mein lieber Abel, selig auflodernd, so wie Du selbsten, dann Deine fromme Melboe, Dich gefällige Tirza, und Kains, meines Erstgebohrnen, trotzig Gestirn. Adam und Eva flimmerten vertraulich nebeneinander, zwar alle namenlos damals, doch herrlichfunkelnd in stolzer Klarheit zu mir, auch heller sah ich nun die Sternbahn über mir aufgehn, wo Millionen Funken einander durchbrennen, und den baren Bogen am hohen Himmel halten. Es ist die Straße

Straße von heiligen Engeln bewandert, die theils singen in holder Liebe, und tragen auf sanften Geflügel Kraft und Fülle des Lebens, und Ahndung himmlischer Freuden, auch süßen Frieden und selige Träume den Menschen. Sie haben alle gar die Reinheit der Liebe, rasten im hohen Berufe nicht aus, bis sie vollbracht, was sie sollen, dann steigen sie frohlockend wieder die höhere Stufen hinan — Sie sind die Wächter der Nacht bestellt, — die Hüter der Unschuld, sie stehen an heiligen Stäben, umfassen der Klarheit ewigen Quell.

Tausend und tausend und tausend Flammen brannten nun, und entzündeten einander, durchleuchteten die Nacht, da ward lieblich die Finsterniß, aber der Mond war nicht am Himmel zu sehen.

Wunder beladen sank meine Stirne, aber Gott faßte mich in seine Armen auf, schloß meine müde Sinnen zur Ruhe; da lag ich ausgestreckt im kühlen Grase, und sanfter, erquickender Schlummer breitete sich zum erstenmal über mich aus.

Nicht weit von der Laube stand der rauhe Kain auf einem Steine, wild stieß er den Stab auf die Erde, und blickt durch die Nacht nach seinem Sterne. Wo bist du? Kain! Kain! trotzig Gestirn — Ha! schön funkelst du dort oben, schöner als alle andre, du flimmerteſt liebreich, trügst du nur Kains Namen nicht — Kain! Kain! finster überall — — Ha! wie lange Melboe jetzt bleibt — Verwünscht die Schwätzerin! die Träumerin! wo sie jetzt bleibt — wo sie jetzt sitzt, zu liebeln mit dem Laffen, dem schönen zartlockigten Bruder — Uh! — Geh aus der Nacht! aus der

 Nacht,

Nacht, schön Stern — du bist Kain — dich wird der Himmel ausstoßen, wie mich die Erde! Kain ist verstoßen überall — — Hinunter, Verb[illegible]ter, herunter, ich will dich aufnehmen, wohn bey mir, bey mir im kühlen Walde — Melboe! Melboe! Melboe! wo bleibst du? Ist mein Nacken braun, die Sonne hat mich verbrannt im Felde — ist meine Stimme so rauh? Ha! ist Kraft auch in meinem Gebein — Melboe komm! komm! komm! — die Ferse brennt mich — ich verglühe, in Ungeduld verglühe ich — komm, oder ich kehre zurück in den Wald, meinen Grimm auszulassen am Eber — Ha! sie kommt nicht — kommt sie denn gar nicht? — — Schwarz ist die Nacht, schwarz mein Mädchen, dunkel der Bergquell, dunkel ihr Auge — Verbleiben im kühlen Walde will ich. So Kain allein — mit dir wohnen im kühlen Walde das warme Jahr, das kalte Jahr — Ha! dort kommt sie endlich einmal — O! daß ein Sturm mir sie herunterjagte — Hu! mein Zorn braußt ihr entgegen, entgegen der Langsamen, der Zaudernden — Woher du? kehre heim, schwätz dich vor satt — was verlangst du bey Kain! — kenne dich nicht! will nichts um dich wissen — allein will ich bleiben, allein in schwarzer Nacht — du bist meine Geließ , schwarzbraune Nacht — Melboe läßt Kain verschmachten!

XIV.

Pieces fugitives. *)

VOYAGE
DE BOURGOGNE.

A M***. **)

A toi, mon camarade au Parnasse, à Cythère,
A Versailles, comme à Paris,
Camarade enrôlé sous la triple banniere
Du Dieu qui verse la lumiere,
Et de Bellonne & de Cypris.
A toi, galant missionnaire,
Liber-

*) Die fliegenden Blätter und Gedichte, woran Frankreich so reichhaltig ist, kommen in die Hände weniger Deutschen, und wie viele sind nicht darunter, die, im eigentlichen Verstande, gelesen zu werden verdienen? Die **Olla Potrida** wird eine Auswahl davon jedesmal als Anhang liefern, für diesmal theilt man hier den Anfang der Voyage de Bourgogne, der niedlichen Reise des Herrn **Bertin**, die gewiß allen Lesern gefallen wird, mit.
d. H.

) M* étoit à l'isle de Bourbon, lorsque cette petite bagatelle lui fut adressée.

Libertin envoyé, par notre aimable cour,
Chez les bons habitans d'une rive étrangère,
Pour les convertir à l'amour,
Pour leur prêcher la bonne chere
Et leur apprendre, quelque jour,
L'art de jouir, qu'ils ne connaissent guere.

A bord d'un gros vaisseau, qu'on nomme le volant,
Qui cingle vers Melun, ou les côtes d'Auxerre,
Au fond d'un antre obscur, qu'un seul rayon éclaire,
La gaité sur le front & l'œil étincellant,
Je vais de tes amis tracer l'itinéraire;
Commençons par tremper notre plume légère,
Dans les flots écumeux d'un nectar pétillant.

Nous avons appareillé aujourd'hui *) de la rade du Port Saint-Paul, ton frere, la G.., & moi. Nous avons avec nous, le nègre *Lazare*, frippon suivant l'armée. Nous faisons route pour la Bourgogne, où le plaisir de la chasse nous appelle; je ne sçais si la traversée sera longue, mais il venté bon frais:

Les Zéphirs ont enflé nos voiles frémissantes,
La rive fuit à nos regards,
Le vaisseau vôle, & fend les ondes écumantes,
Et déja de Paris, décroissent les remparts.

Si nous les perdons de vue, nous en sommes bien dédommagés par le spectacle charmant des bords

*) 15 Septembre 1774.

bords de la Seine. Je ne connais point de plus agréable paysage & si j'avais mes crayons, je ne manquerais pas de le dessiner.

Là, c'est un fertile coteau
Baigné des premiers pleurs de la naissante aurore,
Où, d'énormes raisins, que la pourpre colore,
Font ployer mollement le flexible rameau,
Là, des arbres taillés, là, des bois sans culture,
Ici, le sommet d'un Château,
Plus loin, le toit fumeux d'une cabane obscure
Descendent sur les flots se peindre en mignature;
Et sur les bords de ce tableau
Toujours mouvant, toujours nouveau
Que déroule, à mes yeux, la superbe nature,
J'apperçois encore un troupeau
Broutant les fleurs & la verdure,
Tandis que son berger, penché vers l'onde pure,
S'abreuve, à deux genoux, dans le creux d'un chapeau.

Il faut, mon cher ami, je te donne une idée de la cage ou nous sommes enfermés. L'entre-pont est occupé par des Moines, des catins, des soldats, des nourices & des paysans; & je crois être à bord de ces navires, chargés d'animaux pour Saint Domingue, ou pour la Louisiane. Le tillac est embarrassé de cordages, & d'ailleurs le tems ne nous permet pas de nous y promener. On n'a pour ressource, que six espèces de cahutes, enviées, & sollicitées, comme un gros bénéfice; graces à nos cocardes, nous en avons obtenu une en dépit d'un tapageur, Curé de son mé-

 tier,

tier, qui l'assiégeait depuis matines, nous y avons donné l'hospitalité à deux femmes, l'une vieille, l'autre assez jeune. Celle-ci est escortée d'un homme qui est à coup sûr, son amant ou son mari: je ne peux pas encore prononcer. Ceci, par exemple, mérite bien d'être écrit à cinq mille lieues; car il est rare de ne pas distinguer ces animaux-là du premier coup-d'œil. Jusqu'à présent, ces Dames ne nous ont rien fourni d'intéressant. Donnons leur le tems de se reconnaître; nous y reviendrons, si elles en méritent la peine. J'abandonne la plume pour observer encore mon modèle, & pour mieux assortir les couleurs, qui seront nécessairement bigarées dans la copie, comme elles le sont dans l'original.

Le vent est toujours nord-ouest. Il parait décidé que le jeune Dieu de Délos ne nous montrera point d'aujourd'hui sa blonde chevelure. Plus amoureux qu'à l'ordinaire, il ne veut pas abandonner encore le lit de Thétis. J'en fais mon compliment à la Déesse, & ne puis me résoudre à gronder son amant, à sa place j'en ferais tout autant. Cependant il fait froid, & il tombe de tems en tems une pluie très-fine, qui m'a obligé deux fois de descendre du gaillard, pour me replonger dans la cabanne. Le Soleil ne paraissant point, nous n'avons pas pu prendre hauteur. Sur les neuf heures, nous eûmes connaissance de Choisy.

Sous ces ombrages solitaires,
Au fond de ces bosquets fleuris,

Qu'a

Qu'à souvent quittés & repris
L'essain des voluptés légères,
On voit encor quelques débris
Du temple, où l'on sçait dans Paris
Qu'autrefois la belle Cypris
Eut ses trépieds & ses mystères.
C'est-là, qu'entouré des Amours
Dont il fut l'apôtre fidèle,
Le desservant de la chapelle,
Gentil Bernard, dans ses beaux jours *)
Instruisait, dit-on, sa Bergère
Mettait l'art d'Ovide en chansons,
Et le soir, couronné de lierre,
Etait payé de ses leçons,
Dans les bras de son Ecoliere.

Nous fûmes tentés de visiter les ruines du Temple, & d'y faire un petit pélerinage: mais il s'éleva tout à-coup un vent de terre qui repoussa notre vaisseau au large. Nous déjeûnâmes, en fuyant de Choisy, avec des tartelettes, que les naturels du pays apporterent à bord; nous y joignîmes de beaux raisins colorés, d'excellentes poires de crézane, & une bouteille de mon vieux vin de Sainte-Marie.

Le mauvais tems continue: nous sommes rassemblés dans la cabanne. Ton frere lit *la confession* charmante *du Comte de* **, La G.. le Roman comique, & moi, je te griffonne, comme je

 puis,

*) Il était Sécrétaire du Cabinet de Choisy.

puis, sur mes genoux, cette épître, interrompue souvent par les chansons à boire de quelques compagnons yvrognes. La plus jeune de nos femmes ouvre ses grands yeux noirs, pour me voir écrire, & me prend sans doute pour le diable, qui chemin faisant, ajoûte un nouveau chapître à son grimoire. L'autre est occupée depuis deux heures à essuyer & à vanter, sans qu'on l'écoute, certain tableau poudreux dont elle doit décorer son sallon de campagne, & qui représente, à peu près, une Bergere dans un bocage. Pour l'empêcher de tarir sur les éloges, nous lui avons persuadé, en notre qualité de connaisseurs, que la tête était de Rubens, la gorge du Carrache, les bras de Michel-Ange & les draperies de Scipion l'Africain.

Tu ris peut-être, mon cher ami, de voir ainsi les jeunes disciples de Chaulieu, avides de tout voir & de tout connaître, quitter cette agréable maison du Marais, s'arracher à leur doux train de vie, & choisissant de préférence l'équipage de Scuderi, se faire un amusement de ce qui ferait le supplice des autres hommes. Que nous voudrions te posséder ici! toi, qu'un destin jaloux promene sur les mers, aimable successeur d'Ovide, exilé comme lui parmi les Gêtes. Que nous regrettons ta gaité sage, ta douce Philosophie! nos disputes sur le sel attique qui n'en étaient point dépourvues, & le plaisir que nous goûtions à t'entendre, lorsqu'assis à table parmi nous, les portes fermées, & le front couronné de roses.

Tu

Tu chantais tour-à-tour,
L'art d'aimer, l'art de plaire
Et Corine & Glycère
Et le vin & l'amour!

Je jette un coup d'œil dans l'entrepont. J'apperçois, à la même place, le même Moine buvant avec la même ardeur, mais non pas de la même bouteille. Son cerveau me parait déja bien offusqué de la vapeur des raisins d'Orléans. Le Céleftin n'avait pas befoin de cette feconde enveloppe; fon ame avait affez de peine à percer le crâne dur & rond, dont elle eft encroûtée. Les laquais jouent, les mariniers jurent & le Céleftin boit encore.

Sur les deux heures après midi, nous doublâmes le Cap de Corbeil. Nous vîmes, en paffant, à l'aide des lunettes, les fuperbes magafins où l'on entaffait, ci-devant, les grains mouillés & mélangés, pour la commodité du public. Cet afpect nous rappella naturellement les petites provifions que nous avions faites. Le Confeil s'affembla & il fut décidé que nous dînerions. Je fuis bien aife de te dire que ce point fut difcuté avec la même importance que lorfqu'il s'agit, dans un coup de vent, de relacher à *Rio-janeiro.*

Une planche fur nos genoux
Voila notre table dreffée;
Pardeffus, la feuille de choux
Tient lieu de nappe damaffée
D'abord, un énorme paté
Préfente fes flancs redoutables,
Bien & duement empaqueté

Dans

Dans un long discours sur les fables
Et dans l'Ode à sa Majesté,
Ce paté fut cuit par le Sage,
Par ce patissier si vanté
Dont le beau nom sera chanté
Par les gourmands du dernier age,
Si mes rimes ont l'avantage
D'aller à l'immortalité.
A nos yeux cependant, *Lazare* le découvre,
L'honneur du premier coup est longtems disputé,
Mais P. . . s'en saisit, d'un bras précipité,
Sous son acier tranchant, il le presse, l'entrouvre,
Et voila par la brêche, un fauxbourg emporté.
Aussitôt nous crions, victoire!
Les fronts rayonnent de gaité,
Et pour célébrer notre gloire,
On fait jaillir les flots d'un nectar velouté
Qu'aux pressoirs d'Haut-brion, l'on foule exprès pour boire,
A l'ouverture d'un pâté.
Déja, d'un œil avide on sonde, l'on regarde
Cher ami quel plaisir nouveau!
Là, disparait une poularde
Sous deux couches de godiveau;
Ici, le timide perdreau
Se tapit, par instinct, sous sa coëffe de barde,
Pour éviter encore ou tromper le couteau.

Mais rien n'échappe à notre appétit indomptable. Dépourvûs de fourchettes, j'imagine qu'on aurait pu très-plaisamment nous peindre, pressant du pouce une cuisse ou une aîle de poulet, sur un morceau

ceau de pain taillé en forme d'aſſiéte, nos ſpectateurs devaient bien s'amuſer de notre figure. Nous ne penſions certainement point à eux: le pâté nous occupait trop ſérieuſement.

La garniture eſt dévorée,
On fouille dans tous ſes recoins;
On mine les contours de ſa croûte dorée,
Si l'on a beaucoup bû, l'on n'a pas mangé moins.
Enfin j'entends gémir la cloiſon qui chancelle
Les murs épais ſont renverſés,
Les débris tombent diſperſés,
L'édifice s'écroûle, ô diſgrace mortelle!
Nos jeux & nos plaiſirs, avec lui ſont paſſés!

Comme je finis cet article de mon Journal, j'apprends qu'il eſt auſſi queſtion d'un pâté dans le voyage de Chapelle & de Bachaumont, que je n'ai point lû depuis longtems. Je ſuis bien perſuadé que leurs vers valent mieux que les miens, mais je doute fort que leur pâté fut auſſi bon que le nôtre, & voilà préciſément ce dont je ſuis très-jaloux. L'eſſentiel eſt d'en avoir un fait par le Sage, de le manger avec appétit & de le digérer inſolemment: après cela:

Le vers pour l'exprimer, arrive comme il peut,

Depuis trois heures, les vents ont changé, & les nuages ſe ſont diſſipés. Je ne croyais pas que le ſoir d'un jour auſſi triſte, dût être auſſi beau.

Déja dans nos riches campagnes,
Tous les objets ſont ranimés,

Le soleil dore les montagnes,
Et brise, dans les flots, ses rayons enflammés.
Plein d'une ardeur impatiente,
Ce Dieu glacé par les frimats,
Va dans les bras de son amante,
Réchauffer jusqu'au jour, ses membres délicats,
Secouant leur criniere humide,
Ses dociles coursiers, par sa voix avertis,
S'élancent, & d'un pas rapide
Précipitent son char au Palais de Thétis.

A propos de coursieurs, j'ai oublié de te dire que nous en avions quatre assez vigoureux pour nous trainer. Ils tirent le long du rivage, une corde attachée au grand mât, & ce sont là nos vents les plus favorables. La galiote prend ordinairement ses zéphirs dans le Limousin. Cette manœuvre grotesque m'offre de tems en temps un spectacle digne du pinceau de Vernet. Les chevaux s'arrêtent quelquefois, la corde traîne & disparait sous les flots. Qu'un coup de fouet alors sillonne leurs flancs poudreux & les remette au grand trôt:

La corde vole & court sur l'onde jaillissante, comme le feu sur une traînée de poudre; & vous la voyez se tendre en fremissant. Cette peinture est d'une grande vérité & je voudrais bien que le tems me permit de la mettre en vers aussi exacts que la prose peut l'être; mais j'en suis détourné par un objet plus riant & plus facile.

Un essain léger d'hirondelles,
Rasant la surface de l'eau,
L'effleure obliquement du sommet de ses aîles,

Se

Se releve, & s'envôle aux branches d'un ormeau.
Aux beaux jours du Printems, sous son feuillage antique,
Le rendez-vous fut indiqué:
On vient tenir, au jour marqué,
Les états de la république.
On décide que les frimats
Ne tarderont point à paraitre;
La Peuplade s'exile en de plus doux climats,
Et quitte, en gémissant, les champs qui l'ont vû naître.
Vers les sables brûlans, où s'impriment tes pas,
Ami, l'oiseau prudent s'envolera peut être;
Il verra ce beau ciel, ces vallons fortunés
De pêches, de citrons, en tout tems couronnés.
Toi-même, il te verra sous un palmier sauvage,
Laissant couler pour moi les plus aimables vers,
Il te verrait dans son passage! . .
Mon cœur est agité de mouvement divers;
Je le suis encor dans les airs,
Et voudrais être du voyage!

Le reste de la soirée ne nous offrit rien d'intéressant. Nous nous promenâmes sur le tillac, jusqu'au souper, qui fut assez frugal, parce que nous étions bourrelés de remords d'estomac. Vers minuit nous essayames de dormir, mais cela nous fut impossible. Nuit affreuse, nuit épouvantable, qui me donnera des pinceaux, pour te peindre des plus noires couleurs? Les hommes & les femmes étendus pêle-mêle sur des bancs, dans l'entrepont, les Dragons, jurant & buvant tour-à-tour, & entremêlant pieusement les Pseaumes de David aux Cantiques de Grécourt. Morphée n'a répandu ses pavots

que sur les yvrognes, il a dédaigné la cabane des honnêtes gens; & puis, dites en beaux vers bucoliques, que ce Dieu descend dans les cabannes, escorté des songes aimables, & de l'oubli plus aimable encore de nos peines & de nos ennuis. Enfin sur les quatre heures du matin, on crie: *terre sur l'avant.*

O toi qui du naufrage
Préservas nos beaux jours;
Toi, qui dans un nuage
Fis briller ton présage
Et réglas notre cours;
Sur ces bords solitaires,
Souris à nos mysteres,
O Reine des Amours!

Les flambeaux étincellent
Sous des myrthes fleuris;
Déja les vins ruisse lent;
Les convives chancellent,
On invoque Cypris,
Et du creux des vallées,
Les forêts ébranlées
Répondent à nos cris.

(Der Schluß folgt im Monat Juli.)